

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

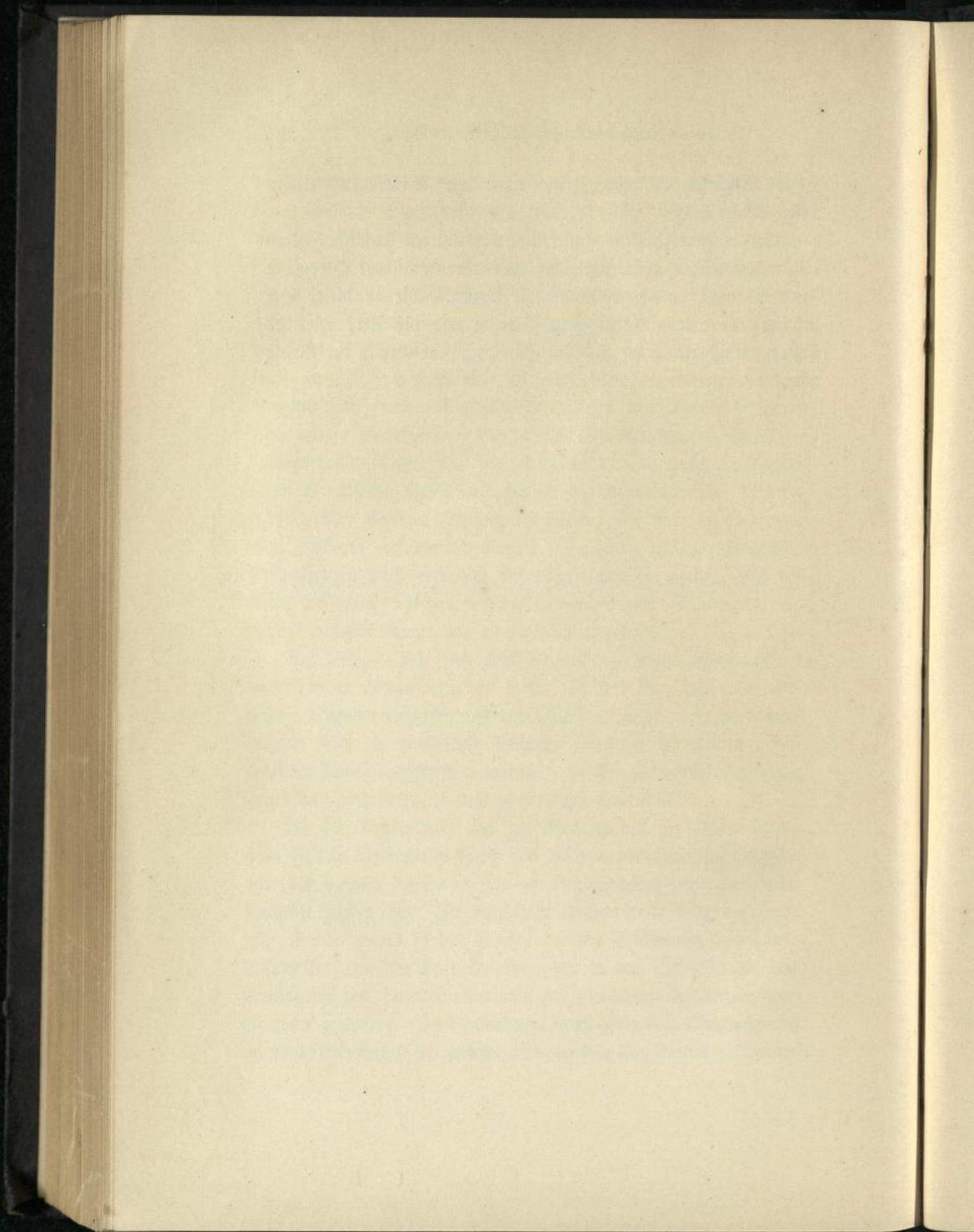
Aus dem Leben der beiden ersten deutschen Kaiser und ihrer Frauen

Nippold, Friedrich Wilhelm Franz

Berlin, 1906

Zweite Abteilung. Erinnerungen.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-5681



Zweite Abteilung.

Erinnerungen.

THE
LIBRARY OF THE
MUSEUM OF NATURAL HISTORY
LONDON

D. Audienzen bei den beiden ersten deutschen Kaisern.

I. Audienzen bei König Wilhelm.

Der siebzigste, der achtzigste, der neunzigste Geburtstag des großen Kaisers — der 22. März 1867, der 22. März 1877, der 22. März 1887 — welche Fülle von mächtig ergreifenden Bildern stellt sich da nebeneinander. Was für weltgeschichtliche Entscheidungen sind in jenen Tagen vollzogen. Was für Persönlichkeiten haben sich da in der Umgebung des Monarchen abgelöst, von welchem die wichtigsten dieser Entscheidungen ausgingen. Wer auch nur von ferne zuschauen konnte, der mußte mit Gewalt von dem Gedanken ergriffen werden, wie ein auf das Höchste angelegtes, aber tief gedemüthigtes Volk endlich zum Bewußtsein seiner Kraft kam, wie der Staat im Werden und Wachsen war, den wir heute das Deutsche Reich nennen. Inmitten von alledem aber stand der Mann, der als Kaiser Barbablanca das, was sein Volk so lange von dem wiederkehrenden Barbarossa geträumt, ihm in Wirklichkeit umsetzte, herrlicher, als alle jene Träume gewesen waren. König Wilhelm inmitten seiner Paladine: Bismarck, Moltke und Roon an der Spitze so vieler Helden — und an seiner Seite der Sohn, der der edelste, der schönste Typus deutscher Kraft, deutscher Mannestugenden war: was für ein seltener Kreis war es, der sich um den einen Mittelpunkt scharte.

Im Jahre 1867 speziell stand König Wilhelm als der doppelte

Sieger da, der Sieger im Felde und der Sieger über den inneren Konflikt, indem er nun wieder anknüpfen konnte an das, was er als Prinzregent im November 1858 verheißten. An die Erinnerung von dem siebenzigsten Geburtstage aber reiht für den Schreiber dieser Zeilen die von dem achtzigsten und neunzigsten sich an, ebenfalls aus nächster Nähe gesehen. Die Feier des neunzigsten konnte ich z. B. aus unmittelbarer Nähe vom Balkon des niederländischen Palais aus mit anschauen.

Wer überhaupt das alles so miterleben durfte, den erfaßt heute obenan das Gefühl der Beschämung, wenn er persönliche Erinnerungen zusammenstellen soll an Dinge, die er doch nur aus einem kleinen Nebeneckchen beobachten konnte. Aber es geht doch nicht länger an, diese Erinnerungen bloß für den engsten Kreis zu bewahren. Das, was sie an innerem Wert besitzen, kann ja nur darauf beruhen, daß treu und ungeschminkt über den Inhalt der verschiedenen Audienzen berichtet wird, welche dem Verfasser der Reihe nach zuteil wurden.

Die erste Audienz bei König Wilhelm I.

19. März 1867.

Es war am 19. März 1867, drei Tage vor dem siebenzigsten Geburtstage König Wilhelms, daß ich zur ersten Audienz zu ihm beschieden wurde. Ohne jedes Zutun meinerseits war alles so eingerichtet, daß mir ohne Zwischenpersonen, ohne Wartestunde alsbald der Zutritt vergönnt wurde. Der König empfing mich stehend, gegen den Tisch im Arbeitszimmer zurückgelehnt (wie es so oft beschrieben, so oft im Bilde dargestellt worden ist). Er wußte, daß ich ihm ein Handschreiben seines Schwiegersohnes, des Großherzogs von Baden, zu überbringen hatte, und daneben ein Buch, welches aus Studien erwachsen war, die in dem gerade für diese Aufgabe erforderlichen Umfange nur bei einem längeren Aufenthalte im Orient mit seinem weiten religionsgeschichtlichen Horizont gemacht werden konnten. Ich

schalte gleich ein, daß ich diesen Aufenthalt, welcher zugleich die Genesung von schwerer Krankheit mit sich brachte, der Gnade des Königs selber verdankte. Es war überhaupt nur das Bedürfnis, meinen Dank auszusprechen, das mich zu ihm führte, nachdem ich den Beleg geben durfte, daß die Frucht gereift war, von deren Ausfaat er seinerzeit gehört hatte. Irgend welchen weiteren Zweck hat die Audienz nicht gehabt.

Der König hat zuerst den Brief Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs entgegengenommen und ihn neben sich auf den Tisch gelegt. Das gleiche geschah mit dem Buch, nachdem er einen raschen Blick hineingetan hatte. Dann ermutigte er mich, von der Entstehung des Buches, speziell von Jerusalem und Kairo, wo die ersten Gedanken erwachsen waren, zu erzählen, und ließ mir in der ganzen Unterredung möglichst freien Lauf, um auch anderes anknüpfen zu können.

Da der König ersichtlich die Zeit für die Audienz etwas länger als bei formellen Meldungen angesetzt hatte, so durfte ich sogar an den persönlichen Dank für die durch seine Huld zustandekommene Reise noch einen zweiten und einen dritten Dank anschließen. Und von diesen Anlässen aus kamen große Prinzipienfragen zur Sprache, und hat der König mir bedeutsame geschichtliche Mitteilungen gemacht.

Seine erste Frage war dahin gegangen, ob er mich schon irgendwo gesehen? Ich konnte nur von einem Moment berichten, wo das Sehen einfach auf meiner Seite gelegen hatte: inmitten einer großen Menschenmenge, als der König im Herbst 1861 an Duisburg vorüberfuhr, wo ich gerade vor der militärärztlichen Untersuchungskommission gestanden hatte. Aber seine Frage weckte zugleich die Erinnerung, wie er einem Onkel von mir stets eine besondere Huld bewiesen hatte.*)

*) Es war an einem Ort, der sogar geschichtlich entscheidende Momente gesehen hatte, die auch ihm unvergeßlich waren. Als Prinz von Preußen war

Sowohl die Örtlichkeit wie auch die Persönlichkeit des FML. von Baumgarten weckten in dem König lebhaftere Erinnerungen. Er frug gleich: „Nicht wahr, er hat doch nicht gegen uns im Felde gestanden?“ Ein immerhin noch gütiges Geschick hatte den trefflichen Mann, obgleich auch er zu den Opfern des Krieges gehörte, vor dieser ihm schmerzlichsten Pflicht bewahrt. Denn kaum konnte ein preussischer Offizier mit größerer persönlicher Begeisterung seinem König ergeben sein, als dieser Vollblut-Österreicher, der an seinem Kaiserstaat mit ganzer Seele hing, aber mir nie von dem preussischen Könige sprach, ohne beizufügen: „Euer König ist ein ritterlicher Herr.“ Wie sein gleichgestimmter Kamerad von der Gabelenz war er dem preussischen Könige nicht nur militärisch, sondern auch persönlich nahe getreten, hat wie dieser schwer unter dem Bruch des kameradschaftlichen Verhältnisses gelitten. Von Mainz als Generalgouverneur nach Galizien berufen (der letzte deutsche Gouverneur, der auch der Pflicht des Staates gegen die Ruthenen nicht vergaß) war Baumgarten schon im Frühling 1866 auf den Tod erkrankt. Auf ärztlichen Befehl hatte er bereits um Urlaub nachgesucht. Da kam der Krieg, an den er nie hatte glauben wollen. Nun hielt er als Soldat auf seinem Posten aus, da sich gerade für diese Stellung schwer während der Kriegswirren Ersatz finden ließ. Unmittelbar

der König längere Zeit Gouverneur von Mainz gewesen, während der österreichische Feldmarschall-Lieutenant von Baumgarten (eben mein Onkel) als Vicegouverneur fungierte. In dem Gouvernementsgebäude war dann später während des Frankfurter Fürstentages von 1863 Kaiser Franz Joseph inmitten eines glänzenden Kreises zu Mittag gewesen. Während der Mahlzeit wurde eine Ordonnaiz angemeldet, welche einen Brief des Königs von Sachsen zu überbringen hatte. In dem gemütlichen österreichischen Dialekt wies Kaiser Franz Joseph mit den Worten: „Spazieren's nur da 'nein“ in das Nebenzimmer. Der Brief, der ihm überreicht wurde, war der Bericht des sächsischen Königs über den ablehnenden Bescheid, welchen König Wilhelm auf Bismarcks eindringliche Vorstellungen schließlich gegeben hatte, nachdem er sich zuerst der dringlichen Bitte des von ihm persönlich so hoch gestellten Königs Johann zugänglich erwiesen.

nach Beendigung des für ihn so namenlos traurigen Krieges hat er dann die Entlassung genommen. Aber nun war es zu spät, um die Krankheit noch heilen zu können. Er ist noch im September 1866 gestorben.

Durch wieviele unserer fürstlichen Familien sind im Jahre 1866 ähnliche schmerzvolle Gegensätze hindurchgegangen. Aber der König frug trotzdem mit ersichtlicher innerer Teilnahme nach den näheren Umständen, der späteren Lebensstellung und dem Lebensende des Mannes, dem er sovieler persönliche Gnadenbeweise gegeben hatte. So hatte er ihm einmal die erste Klasse des roten Adlerordens persönlich mitgebracht, war auch mehrfach in seinem Familienkreise gewesen.

Der ganze Charakter dieses Gesprächs gab mir nun weiter den Mut, noch einen dritten Dank auszusprechen. Mein jüngerer Bruder, welcher den Feldzug von 1866 als junger Offizier mitgemacht und in den Schlachten von Münchengrätz und Königgrätz sich persönlich ausgezeichnet hatte, hatte gleich nachher die „königliche Belobung“ erhalten. Indem ich dafür dankte, war der König sichtlich wieder angenehm berührt und erwiderte: „Ja, er war zum Orden eingegeben, aber es mußte eine kleine Auswahl aus vielen Vorschlägen getroffen werden.“ Dem leider nur zu früh Verstorbenen (am 1. Februar 1891 als Oberst) hat der König stets persönliche Huld erwiesen, ihn schon als Hauptmann nobilitiert.

Diese persönlichen Dinge würden sicherlich nicht dazu berechtigen, ferner Stehenden davon zu erzählen. Aber das Gespräch darüber hat zweifellos den vertrauten Charakter der weiteren Unterredung mitbedingt. Der hohe Herr hat dann nämlich seinerseits an den Inhalt des seiner Hilfe zu verdankenden Buches angeknüpft, zumal an den aus Jerusalem mitgenommenen Ausgangspunkt: den Gegensatz zwischen dem entweihten Golgatha und dem weihvollen Gethsemane, oder, allgemein genommen, den Gegensatz zwischen dem, was nach außen hin sich als Christentum rühmt, und der stillen Nachfolge

Christi. Es führte dies zugleich auf Bunsen als den Unterhändler über das evangelische Bistum Jerusalem, und er stellte die Frage, mein Werk sei wohl im Bunsenschen Geist gehalten.*)

*) Erst in späterer Zeit ist mir klar geworden, wie der König auf diese Frage kam. Zu denjenigen, welche ihn vorher über die Personalien orientiert hatten, hatte auch Legationsrat Meyer gehört, der frühere Privatsekretär des Prinzen Albert. Er war mir damals persönlich noch gar nicht bekannt, hatte aber, wie ich später erfuhr, den Teeabend am Tage vorher zu Mitteilungen benutzt, wie sie König und Königin beide von ihm an solchen Abenden in ungewungenster Form zu hören wünschten. Dieser Umstand hat es mir nachträglich erklärt, wie der hohe Herr dazu kam, dem jungen mittel- und titellosen Privatdozenten nunmehr seinerseits eine Reihe von Fragen zu stellen. Genug, es ist bald ein Gespräch im Gange gewesen, bei dem sehr rasch jede Spur von Verlegenheit verschwand. Nur ist es so lebhaft gewesen, daß ich bei der gleich nachher niedergeschriebenen Skizze schon Mühe hatte, die verschiedenen Stadien desselben auseinander zu halten.

So muß es schon bei Erwähnung meines Bruders geschehen sein, daß der König die Frage gestellt hatte, wo derselbe jetzt stehe, und daß er sich weiter nach unseren persönlichen Beziehungen und unserer Heimat erkundigte. Da habe ich denn manches erzählen müssen, zumal aus dem Revolutionsjahre 1848, welches leider auch traurige Erinnerungen für ihn persönlich aus meiner Vaterstadt Emmerich einschloß.

Auf der Rückreise aus England über Holland passierte der Prinz nämlich die eben genannte Grenzstadt, in welcher damals jene wüste revolutionäre Demagogie herrschte, deren Führer schon bald nachher die Leitung der Volksversammlungen mit derjenigen im Piusverein vertauschten. Der Gang dieser Begebenheiten ist in dem zuerst im Jahre 1861 erschienenen (später in der Sammlung der „Kleinen Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus“ — zwischen den im gleichen Jahre geschriebenen Arbeiten über den sogenannten Janzenismus in Holland und über Pater Passaglia und den Passaglianismus in Italien — wieder abgedruckten) Aufsätze „Der Ultramontanismus am Niederrhein“ nach eigenen Erinnerungen und Eindrücken geschildert. Zu diesen Erinnerungen gehörte nun auch, daß der damalige Postmeister B., als der Wagen, mit welchem der Prinz aus Holland angekommen war, neuen Vorspann bedurfte, die schlechtesten Pferde stellte, die er austreiben konnte. So ist der Wagen mit dem Prinzen in der Nähe des Hauses gestürzt, in welchem mein Vater lange Zeit

Ich mußte dann eingehend die schändlichen Szenen vom Osterfest erzählen. Der König war sehr entrüstet darüber, um so mehr

auf dem Bureau gearbeitet hatte. Daß keine weitere Gefahr für den Prinzen entstand, hat den dortigen Vaterlandsfreunden zu besonderer Beruhigung gereicht. Der Prinz seinerseits aber hatte den Kutscher, der in der schwierigen Lage sich seiner Aufgabe gewachsen erwiesen hatte, in seinen persönlichen Dienst genommen. Natürlich habe ich in dem Gespräch mit dem Könige an dieses traurige Erlebnis nicht erinnert, habe aber den Eindruck gehabt, daß der König, der so lange am Rhein lebte, sich über die dortigen Parteinungen nicht den Täuschungen hingab, in welchen seine Gemahlin befangen war.

Dagegen darf ich wohl die wettete Einschaltung nicht unterlassen, daß wohl für alle, die das Revolutionsjahr mit durchlebt haben, die in demselben empfangenen persönlichen Eindrücke in der Folgezeit die grundverschiedene Beurteilung jenes Jahres bedingt haben. Daß das gleiche Jahr, welches für den besten Teil unseres Volkes das Wiedererwachen des deutschnationalen Gedankens bedeutet, in den von der Hierarchie beherrschten Landesteilen ein ganz anderes Bild bot, ist in dem vorerwähnten Aufsatz an die Spitze gestellt worden. Der Gegensatz zwischen Revolution und Reformation aber ist zumal in dem ersten Bande meines Handbuchs der Grundgedanke der dort durchgeführten Anschauung geblieben. In den Jahren 1866—1870 hat es sich glücklicherweise um etwas ganz anderes gehandelt, als in der früheren, das ganze Staatswesen unterwühlenden revolutionären Bewegung. Die damals eingeleitete Verbindung der konservativen und der liberalen Elemente ist stets wieder die Voraussetzung jedes wirklichen Fortschrittes gewesen. Die Ermöglichung dessen, was jene Jahre in die Wirklichkeit umzusetzen begannen, hat aber bereits in dem Programm der neuen Ära gelegen.

Es war diese Zwischenbemerkung hier nicht zu vermeiden, weil das Gespräch sich schon bald eben diesem Programm der Regentschaft zuwandte, und der König in seiner schlichten, herzgewinnenden Weise persönlich über seine damaligen Intentionen sich ausdrückte. Seinen Fragen über meine rheinische Heimat waren zuerst noch weitere Fragen über die Zustände in Jerusalem gefolgt, besonders über den Einfluß des evangelischen Bistums auf die seitherige Stellung der Konfessionen im Orient. Der Zusammenhang der verschiedenen in dem gleichen Gespräch besprochenen Gegenstände wird jedoch am besten zutage treten, wenn ich mich von hier an wieder einfach an den Wortlaut der gleich nachher niedergeschriebenen Skizze anschließe und die nötigen Erläuterungen erst nachher beifüge.

aber über das erfreut, was ich über die evangelische Gemeinde und ihre Liebeswerke berichten konnte.

Im Anschluß hieran sprach der König zugleich über die edlen Bestrebungen seines Bruders und die Ursachen ihres Scheiterns.

Das führte dann weiter auf die Folgen des Krieges von 1866. Der König wurde ersichtlich persönlich warm, während er darüber sprach. Seine Augen leuchteten. Es war ein wunderbar ergreifender Moment, wie er der Reihe nach Gottes Gnade, das reine Gewissen, die Friedensliebe, die gute Armee, die über alle Erwartung gehenden Resultate betonte. Der Ausdruck der edlen Züge bei diesem echten Herzenserguß war klar und offen, so recht das Bild voller Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Herzengüte, die Sprache schlicht und nüchtern, aber jede lebhaftere Empfindung sofort zum Ausdruck bringend.*)

*) Es sind die Ausdrücke wärmster jugendlicher Begeisterung, welche in diesem (zunächst nur für meine nächsten Angehörigen bestimmten) Bericht gebraucht sind. Aber ich dürfte auch heute nicht anders reden, wenngleich gerade die kirchliche Seite der Geschichte des ersten deutschen Kaisers sehr verschiedene Teile bietet. Das Ministerium Bethmann-Hollweg, welches von dem dumpfen Druck der „Heuchelei und Scheinheiligkeit“ befreit hatte, ist infolge des inneren Konfliktes durch das Ministerium Mühler abgelöst worden. Ebenso ist der an die volkskirchliche Erweckung der Befreiungskriege anknüpfende nationale Aufschwung nur zu rasch in der Zeit der abermaligen Reaktion erlahmt (die sich übrigens kirchlich weniger auf den Minister von Mühler persönlich als auf die ihn beherrschenden von dem Fürsten Bismarck gekennzeichneten Einflüsse zurückführte). Dann aber ist wieder der Begründung des Reiches — im Zusammenhang mit der damaligen Phase der Bismarckschen Kirchenpolitik — das Ministerium Falk gefolgt. Es wird Sache der einzelnen Abschnitte meines Handbuches sein, sowohl die positiven Leistungen, wie die Mängel und Schattenseiten des Falkschen Ministeriums auch für die evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten zu schildern. Das gleiche gilt von seiner Ablösung durch Puttkamer und der damit ihren Höhepunkt erreichenden — schon in dem katholischen Teile der Kirchengeschichte so genannten — „Ära Rögel“. Heute ist die dreibändige Biographie dieses mit den geschicktesten jesuitischen Beichtvätern zu vergleichenden Mannes für die zukünftige Geschichts-

Nach jenen längeren Ausführungen seinerseits vergönnte S. M. dem jungen unreifen Anfänger, sich persönlich über seine kirchlichen

darstellung im einzelnen heranzuziehen. Hier genüge jedoch die Bemerkung, daß er in der Tat der Gewissensrat des greisen Königs und der beständige geheime Gegner der Ideale des Kronprinzen gewesen ist. Daß in dieser späteren Zeit auch die persönlichen Anschauungen des Königs mit den auf seinen militärischen Instinkt berechneten Rögelschen Einflüssen im Einklang standen, hat sich schon in dem (dem Amtsantritt des Ministers Falk und des Präsidenten Herrmann fast auf dem Fuße folgenden) Sydowischen Fall, mehr aber noch in dem ersten Apostolikumsstreite und in dem Hofbachschen Streitfalle, auch in lebhaften brieflichen Äußerungen, gezeigt.

Schon in dem Sydowischen Falle hat der Verfasser persönlich der Gewissenspflicht folgen müssen, im Lager der kirchlichen Opposition Stellung zu nehmen, hat sogar jede Gelegenheit benutzt, denselben Ausdruck zu geben. In noch höherem Grade ist dies seit dem Jahre 1877 geschehen. Was können aber derartige Spezialfragen für das Gesamturteil über die Persönlichkeit des Königs besagen? Wer dürfte ihn persönlich für diejenigen Schritte tadeln, die von seiner innersten Anschauung ausgingen, auf voller bona fides beruhten? Zweifellos hat das tiefste Verhängnis der evangelischen Kirche bis zur Stunde darin bestanden, daß die Entscheidung über ihre innersten Lebensfragen von Instanzen ausgeht, welchen das religiös-kirchliche Interesse durchaus fern liegt. Aber dafür sind nicht die Personen verantwortlich zu machen, sondern die Institutionen.

Böllig durften an dieser Stelle die Ausblicke in eine spätere Zeit nicht fehlen. Denn sie sollten einfach die Ursache bekunden, warum auch heute noch die Ausdrücke hoher jugendlicher Begeisterung meine unverbrüchliche Lebensüberzeugung geblieben sind.

Es darf ebensowenig verhehlt werden, daß in jener Stunde, in welcher ich diese ersten Eindrücke von der Persönlichkeit des Königs empfing, ich nicht von ferne ahnen konnte, wie sehr dieselben bestätigt werden würden durch die zahlreichen Briefe, die ich nachmals in dem Nachlaß Bunsens und Boyens finden sollte. Schwerlich wäre jedoch der Eindruck der Briefe ein so tiefer gewesen, wenn sie mir nicht immer die Persönlichkeit vor Augen geführt hätten, welche in der Widmung des dritten Bandes an das „gesegnete Andenken Kaiser Friedrichs“ als „das demütigste Gotteskind unseres Jahrhunderts“ bezeichnet worden ist. Die mir im späteren Leben als Geschichtsforscher gestellte Aufgabe war natürlich nur dann ausführbar, wenn sie sich auf das kirchliche Gebiet be-

Zukunftshoffnungen und den Zusammenhang derselben mit der Tradition der Hohenzollerschen Hauses in den kirchlichen Fragen auszusprechen. Ich durfte es offen zum Ausdruck bringen, wie mich das Los eines Historikers beglücke, das vollen Freimut und rückhaltlose Wahrhaftigkeit mit warmer Begeisterung verbinden lasse. Ebenso durfte ich dann weiter bemerken, daß die hohe Huld, die S. M. mir in dieser Stunde erwies, mir den Mut gebe, noch für Eines zu danken von viel höherem als bloß persönlichem Interesse, nämlich für die kirchliche Seite des Programms vom November 1858, wie sie mich schon als Studenten begeistert, und vor allem für die damalige Rettung des Unionsgedankens vor der Untergrabung von oben herab.

Bei dieser Erinnerung wurde der König ersichtlich wieder persönlich warm, sprach zuerst seine Freude aus, daß er auch in diesen Dingen ein „Werkzeug in Gottes Hand“ sein durfte. „Aber das, was ich zur Erhaltung der Union besonders tun durfte, lag schon in früherer Zeit.“ Und nun folgte eine genaue Erzählung der Tatsache, wie er als Prinz von Preußen seinem Bruder die ihm durch

schränkte und hier den einfach sittlich-religiösen Maßstab, d. h. den des Evangeliums Jesu, anlegte. So ist es in jener Widmung des dritten Bandes geschehen.

Es blieb ein lange Zeit nicht eingelöstes Versprechen, das damals gegeben wurde, „die untrennbar zusammengehörigen Gestalten der beiden ersten deutschen Kaiser nach der Seite ihrer kirchengeschichtlichen Erscheinung zu zeichnen“. Gerade jetzt, wo ich endlich an jene Aufgabe gehen wollte, hat sich deutlich gezeigt, daß vorher als Grundlegung dafür die Zusammenstellung dieser persönlichen Erinnerungen unumgänglich war. Eben deshalb aber durfte gleich bei dem Bericht über jene erste Audienz nicht verschwiegen werden, auf welche Eindrücke sich der eben angeführte Ausdruck zurückführt.

Im Text konnten wir uns dann um so eher auf die einfache Wiedergabe der alten Skizze beschränken, die naturgemäß gerade in ihrer unmittelbar nachher niedergeschriebenen unausgeführten Form ein treueres Bild bietet als alles, was sich später an die Stelle hätte setzen lassen.

Generalsuperintendent Hoffmann vermittelten Aktenstücke über die damaligen unionsfeindlichen Projekte zugesandt habe, und wie daraufhin die zweite Kabinettsordre erfolgt sei.*)

*) In welcher Weise diese wichtige Enthüllung sich alsbald für die kirchengeschichtliche Gesamtdarstellung verwerten ließ, zeigt mir heute der Vergleich der ersten und zweiten Auflage meines Handbuches. Von der ersten Auflage hatte ich dem König ein Exemplar überreichen dürfen. In dem § 43 dieser Auflage war S. 319 der auf die vollständige Zerstörung der Union gerichteten Pläne der „Kamarilla“ gedacht und der von ihr erwirkten Kabinettsordre vom 6. März 1852, welche die sogenannte „*itio in partes*“ sogar im Oberkirchenrat (zu welcher nur der hierin ganz allein stehende Mißsch sich nicht herbeiließ) durchführte. Dann heißt es S. 320 weiter:

„Diese offene Zerstörung der Union veranlaßte allerdings die Petition der Hallischen Fakultät und anderer Unionsfreunde vom Juni 1852, und es erging denn auch eine neue Kabinettsordre vom 12. Juli 1853, die über Mißdeutungen des früheren Erlasses klagte, und gegen eine Spaltung der Landeskirche in zwei Teile protestierte. Nun aber gaben die lutherischen Vereine ihrerseits wieder eine Vorstellung ein, und ihnen gegenüber erinnerte der König (am 27. Oktober 1853) dann wieder an alles, was er in dreizehnjähriger Regierung zum Schutze der Sonderbekenntnisse getan. Die in allen diesen Erlassen sich stets wiederholenden Klagen über die verwirrenden Folgen des Mißtrauens gegen die Autorität erinnern in Inhalt und Ausdruck merkwürdig an die Encykliken Pius IX.“

In der im Herbst des gleichen Jahres erscheinenden zweiten Auflage, welche sich auf ganz kleine Modifikationen beschränken mußte, ist doch vor der Erwähnung der zweiten Kabinettsordre vom 12. Juli 1852 die Zeile eingeschaltet: „vor allem durch die kräftige Vermittlung des Prinzen von Preußen“. Die Konstatierung dieser Tatsache hat seit dem Erscheinen der Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Die reiche kirchengeschichtliche Ausbeute dieses Werkes bedarf noch stets einer objektiven Sichtung, speziell was die Einwirkung Gerlachs und seiner Genossen auf die die Sprengung der Union bezweckenden Pläne betrifft. Gerade in dem auf diese Pläne bezüglichen Zusammenhang sieht man deutlich, wie tief die Kamarilla von der Durchkreuzung derselben berührt war, und vergeblich herumriet, auf welche Einflüsse (da sie doch den König stets durch eines ihrer Werkzeuge unter einer Art von Polizeiaufsicht hielt) sich diese Durchkreuzung zurückführte.

Ich hatte mit Bezug auf die Zeit jener Kabinettsordres den Ausdruck „Strömungen in hochstehenden Kreisen“ gebraucht. Der König adoptierte den Ausdruck und erzählte dann weiter, wie er gerade gestern den beiden schleswig-holsteinischen Bischöfen erklärt habe, daß er die Union nicht zwangsweise durchführen, aber persönlich an ihr festhalten werde, aus klarer Überzeugung.

Dazu Bemerkung meinerseits, daß die unionsfeindliche Stimmung in der außerpreussischen Geistlichkeit größtenteils politische Gründe habe, daß aber die Stimmung der Gemeinde durchgehends der Überwindung der dogmatischen Gegensätze geneigt sei.

Dann wieder Rückkehr zu 1866, und seitens des Königs abermals eine längere Schilderung des Geistes in der Armee. „Eine Kaserne kann kein theologisches Seminar sein.“ „Wohl aber pädagogische und ethische Ziele.“

In das Gespräch über den nationalen Aufschwung des Vorjahres durfte ich noch die persönliche Erzählung einschalten, daß ich mich am 14. Juni 1866, als Baden der Krieg mit Preußen drohte, dem Kultusminister v. Mühlner zur Disposition gestellt, aber, unter Anerkennung des darin liegenden Patriotismus, die Antwort erhalten habe, daß er mich nicht zu verwenden wisse.

Darauf Frage des Königs: „Wünschen Sie vielleicht jetzt eine Berufung nach Preußen?“

Auf diese unerwartete Frage war meine Antwort, daß ich in späterer Zeit recht glücklich sein werde, wenn ich erst dazu fähig sei; jetzt sei ich aber erst seit zwei Semestern habilitiert, hätte noch kein größeres Kolleg gelesen, könne mich noch nicht für reif dazu erachten.*)

Von dieser Zwischenbemerkung müssen wir nun aber wieder zu der alten Skizze über die erste Audienz zurückkehren. Die Unterredung hat sich nämlich noch längere Zeit um das Kapitel der Union und in Verbindung damit um die Folgen des Jahres 1866 gedreht. Ich habe darüber aber nur noch das im Text weiter Folgende notiert.

*) Einer bejahenden Antwort auf die Frage des Königs wäre natürlich

Der König schien angenehm dadurch berührt, daß ich seine Gnade nicht egoistisch verwertete, um für mich etwas zu suchen, verbreitete sich dann weiter über den Kontrast zwischen den Zuständen Preußens und Österreichs im Jahre 1866, besonders den inneren Zerfall in Staat und Armee in Österreich.

Hierauf ging S. M. noch auf die bevorstehende Ankunft des großherzoglichen Paares ein, fragte, wie lange ich bleibe, sprach seine Freude über die Unterhaltung und den Wunsch aus, mich öfters zu sprechen. Dann gab der König mir zum Abschied die Hand. Ich machte den Versuch, seine Hand zu küssen, was er aber nicht zugab und mir nochmals kräftig die Hand schüttelte.

Nach meiner Abschiedsverbeugung nahm er den Brief des Großherzogs wieder in die Hand und ging damit ins andere Zimmer. In der ganzen Zeit der Unterredung saß S. M. auf einer Ecke des Tisches, während ich vor ihm stand. Ich war zehn Minuten vor der anberaumten Stunde gekommen, wurde aber sofort zu S. M. geführt. Die Unterredung dauerte etwa 40 Minuten.

Die zweite Audienz bei König Wilhelm I.*)

Zweck die Überreichung des ersten Bandes der Bunsenschen Biographie.

eine Berufung an eine preußische Universität gefolgt. Ob die Leute der heutigen Generation auch so geantwortet haben würden, mag dahingestellt werden. Die damalige Jugend hat in den höchsten vaterländischen und religiösen Idealen gelebt, hat darüber keine Zeit gefunden, an anderes zu denken. Ob die moderne Jugend aber zu der gleichen inneren Befriedigung gelangen wird wie die „Protestantenvereiner und Altkatholiken“?

*) In der Skizze, die der obigen Darstellung zu Grunde liegt, folgen chronologisch die Aufzeichnungen über die der ersten Audienz bei dem Könige gefolgt weiteren Audienzen vor und nach dem 70. Geburtstage: am 21. März beim Kronprinzen, am 22. bei dem Großherzog von Baden, am 24. bei der Königin Augusta. Damit verbanden sich eine Reihe anderer Besuche, wie bei

Die Anfrage um Audienz mit Einladung zum Diner in Baden-Baden erwidert.

Vor Tisch Überreichung des Buches im Seitenzimmer, durch welches der König in das Speisezimmer trat. Der König knüpft gleich seinerseits an die frühere Unterredung an, freut sich, mich wieder zu sehen. Aber es ging nicht an, meinerseits das Gespräch auszu dehnen, weil die anderen Tischgäste im Nebenzimmer warteten.

Um so huldvoller war S. M. nach dem Essen. Bei dem Cercle wandte er sich Abeken und mir, als wir nebeneinander standen, speziell zu, erzählte eingehend von seiner ersten italienischen Reise mit seinem königlichen Vater und seinem Bruder Karl und der bei diesem Anlaß erfolgten Bekanntschaft mit Bunsen.

Köstliche Erzählung über die ihm zuerst suppeditierte falsche Benennung Bonsens (Bonsens, in der französischen Aussprache, statt Bunsen), sowie über den Spaziergang König Friedrich Wilhelms III. mit Niebuhr, der Prinzen mit Bunsen; und dem Worte des Königs zu seinen Söhnen am Abend: „Wartet, morgen werde ich mir Euren Bunsen langen.“

Das königliche Paar ganz in der Rolle freundlicher Gastgeber gegenüber den Gästen.

Die Königin läßt mich durch Graf Bückler rufen, spricht von dem Buch, schließt: „Nun, die Sache ist in guten Händen.“

den beiden Ministern von Bethmann-Hollweg und von Mühler, die beide meine Orientreise durch staatliche Stipendien unterstützt hatten. Genauere Notizen habe ich leider nur über die Audienzen bei König und Kronprinz gemacht. An diese Notizen schließt sich dann zunächst der Bericht über die zweite Audienz beim Kronprinzen im Frühjahr des folgenden Jahres. Der mir heute gestellten Aufgabe entsprechend mußte jedoch hier obenan die Erzählung über meine zweite Audienz beim Könige im Herbst 1868 in Baden-Baden folgen.

II. Audienzen bei Kaiser Friedrich.

Erste Audienz bei S. K. H. dem Kronprinzen.

21. März 1867.

Der Kronprinz eröffnete die Unterredung mit der Frage nach dem Inhalt des ihm zu überreichenden Buches. Der Bericht darüber konnte somit zugleich den Dank aussprechen für die dem Fürstehause selber zu verdankende Möglichkeit, einen derartigen Gegenstand zu behandeln, der nicht aus Büchern allein studiert werden könne, sondern nur durch möglichst allseitige Beobachtung des kirchlichen Lebens. Der Kronprinz wurde dadurch sofort seinerseits zu einigen allgemeineren Bemerkungen über den verschiedenen Charakter des kirchlichen Lebens in den verschiedenen Ländern veranlaßt, lenkte dann aber speziell das Gespräch auf die Zustände in Jerusalem. Eingehend ließ er sich die traurigen Daten erzählen über den Mirakelbetrug des Osterfeuers bei den Griechen, über die Karfreitagsprozession der Lateiner mit der den Leichnam Christi darstellenden Holzpuppe, über den gerade an heiligster Stätte am heftigsten hervorbrechenden Haß der verschiedenen christlichen Konfessionen untereinander. Ebenso aber ging er mit der gleichen Teilnahme wie der König auf die erfreuenden Belege ein für die im Laufe der Jahre langsam aber stetig herangereiften Früchte des evangelischen Bistums, erklärte auch seine warme Zustimmung dazu, daß der Mißbrauch der Religion nicht etwa zu religionsfeindlichem Spott führen dürfe, wie in Moritz Busch' „Heiligenbilder ohne Heiligenschein“, sondern

eine um so ernstere Prüfung dessen, was wirklich Religion sei, an dem Evangelium Christi selber erforderlich mache. Die Unterscheidung zwischen wahren und falschem Christentum führte dann weiter auf das Programm des Protestantenvereins. Für die Bestrebungen desselben zur Hebung des praktischen Christentums sprach der Kronprinz auch jetzt wieder die gleiche Sympathie aus, wie in dem bekannten Schreiben an Bluntschli, knüpfte daran zugleich eingehende, von genauer Beobachtung der Sachlage zeugende Bemerkungen über die *pia desideria* der Jetztzeit, über den Verfall des theologischen Studiums, wie des geistlichen Standes, über die meist aus politischen Gründen hervorgehende, aber sogar von Frauen preußischer Minister unterstützte Untergrabung der Union, sowie über die schwierigen kirchlichen Aufgaben in den neuen Provinzen.

Von diesen Schattenseiten im kirchlichen Leben aber wandte sich das Gespräch wieder zurück auf Bunsen und seine religiös-kirchlichen Ideale — wobei der Kronprinz von seinem zweimaligen persönlichen Besuche bei Bunsen erzählte —, sowie auf die im Großherzogtum Baden ins Leben getretenen kirchlichen Reformen. Mit wärmster Anerkennung der Bestrebungen seines fürstlichen Schwagers verband hier der Kronprinz ein tief ergreifendes, persönliches Programm. Bis dahin hatte er, an einen Tisch angelehnt, die Arme übereinandergeschlagen, ruhig gestanden. Nun sprang er förmlich aus der sitzenden Stellung auf, die Arme fuhren lebhaft auseinander, und er rief mit blitzenden Augen: „Es ist die Aufgabe meines Hauses, jeder Kirche die volle Freiheit zu wahren in dem ihr zustehenden Gebiete. Wo aber Übergriffe versucht werden, über dieses Gebiet hinaus, da ist nicht die geringste Konzession zu machen, da ist mit eiserner Energie entgegenzutreten.“

Hatte mich zwei Tage vorher die Herzenswärme des Königs tief ergriffen, so durchzuckte mich jetzt geradezu die Ergriffenheit, mit welcher der Kronprinz diese Worte sprach. Dazu die wahrhaft majestätische Erscheinung, das schönste Bild germanischer Bollkraft,

die prächtigen leuchtenden Augen, die Verbindung von Milde und Energie in allen Zügen, alles Geist und Leben. Von da an gestaltete sich die Unterhaltung so lebhaft; jedes Wort von der einen Seite rief unwillkürlich so schnelle Erwiderung hervor, daß mir von allem Folgenden nur der Eindruck geblieben ist: so offen und rückhaltlos hatte ich mich noch selten mit einem Menschen unterhalten. Es war, als wenn der fürstliche Redner die innersten Gedanken aus einem herausholte. Aus dem gleichen Grunde aber habe ich mich hernach außerstande gesehen, den Zusammenhang der Wechselrede so wie bisher niederzuschreiben, erinnere mich nur, daß die gegenseitigen Übertritte von einer Konfession zur anderen besprochen wurden. Da ich das erst später in der Monographie über „die Wege nach Rom“ zusammengetragene Material damals noch nicht von ferne beherrschte, kann dies nur in einer Form geschehen sein, bei welcher ich weniger der erzählende, als der empfangende Teil war. Die außerordentliche Lebendigkeit der Unterhaltung, die durchaus vom Kronprinzen selber geleitet wurde, ging auch daraus hervor, daß der diensttuende Adjutant dieselbe zweimal unterbrach, um einen eine halbe Stunde nach mir bestellten, aber schon länger im Vorzimmer wartenden rumänischen Gesandten anzumelden. Bei der zweiten Unterbrechung fragte der Kronprinz dann noch rasch nach meinen weiteren Plänen und sprach den ausdrücklichen Wunsch aus, daß ich mich bei seiner demnächstigen Reise nach Baden von Heidelberg aus bei ihm anmelde. Grüße an Rothe, freundlicher Händedruck und huldvolles Zunicken, als ich mich an der Türe noch einmal verbeugte, machten den Schluß.

Am folgenden Tage durfte ich den 70. Geburtstag des Königs in anregender Gesellschaft feiern.

Unmittelbar nachher schlossen sich dann noch an: die Audienz bei S. R. H. dem Großherzog von Baden Samstag, 23. März 1867 und die Audienz bei S. M. der Königin Sonntag abends, 24. März 1867.

Am Montag, 25. März, reiste ich von Berlin ab.

Bei der Sommer- und Herbstreise des Kronprinzen fand sich keine Gelegenheit zum Empfang.*) Dagegen führte bereits der erste, der Vorbereitung der Bunsenschen Biographie dienende Berliner Aufenthalt wieder zu einer recht eingehenden Audienz.

Zweite Audienz bei S. R. H. dem Kronprinzen.

Freitag, 29. Mai 1868.

Bestellung ins Palais, hernach telegraphisch zum Bahnhof. Meldung beim Inspektor, ins königliche Kabinet geführt. Hier Unterhaltung mit einem Oberst und einem Hauptmann. Als der Zug ankommt, kommt Graf Eulenburg auf mich zu. Vorüberpassieren der Suite (Prinz Friedrich Karl und andere). Eine Viertelstunde gewartet während der militärischen Meldungen. Dann hereinbeschieden.

Kronprinz: Zweimal vergebens gewünscht, Sie zu sehen.

Antwort: Mein Besuch entstammte der Erinnerung an eine unvergeßlich schöne Stunde.

Kronprinz: Glückwunsch zu der schönen Beschäftigung mit Bunsens Biographie, Frage nach den Briefen von König Friedrich Wilhelm IV. Die Antwort durfte Näheres über den interessanten Stoff erzählen, auch über den Gewinn daraus für mein kirchengeschichtliches Handbuch, und die Bitte anschließen, die dritte Auflage später ebenfalls überreichen zu dürfen.

Nach längerem Gespräch über den reichen Inhalt des Bunsenschen Briefwechsels ging der Kronprinz auf seine eben beendigte italienische Reise ein. Meine Antwort berührte den begeisterten Empfang der Persönlichkeit des Kronprinzen. Er lehnte es ausdrücklich ab, daß diese Begeisterung seiner Persönlichkeit gegolten

*) Vgl. Schreiben des Hofmarschalls von Puttky vom 23. Oktober 1867.

habe; er sei nur der Repräsentant Preußens gewesen, daß zuerst dem dortigen Hofe eine solche Aufmerksamkeit erwiesen habe. *)

Nun folgte eine lebhafte Unterhaltung über Italien, zumal eine Reihe von Erzählungen des Kronprinzen über den König Viktor Emanuel und den Prinzen Humbert. Darunter hob sich die Frage des Kronprinzen nach einem Bischof und die Antwort des Prinzen Humbert hervor, er könne Kardinäle, Bischöfe und Äbte nicht voneinander unterscheiden. Wichtiger war seine Bemerkung, er sei apostolisch-katholisch, nicht römisch-katholisch. Der deutsche Kronprinz hatte an die Stelle dieses Ausdrucks den einer katholischen Nationalkirche gesetzt und die Zustimmung des italienischen Kronprinzen hierzu gefunden. Weiterhin Erzählungen über Prinzessin Margherita: sie sei durchaus deutsch gebildet und von ihr ebenfalls ein guter Einfluß zu hoffen. Demgegenüber jedoch zugleich gutmütiger Spott über einen Kirchenbann, dem zum Troß sechs Bischöfe zelebriert hätten. Der Bischof von U., der ärgste Spektakelmacher, sei sogar auf einen geschenkten Ring hin national geworden.

Meine Antworten schalteten Mitteilungen über Passaglia und über die Aussichtslosigkeit einer konfessionell-protestantischen Propaganda in Italien ein. Unser Urteil stimmte darin überein, daß die Form des katholischen Kultus für Italien wünschenswert bleibe, ebenso aber Unabhängigkeit des religiösen Lebens von den politischen Treibereien der päpstlichen Kurie.

Nun kam eine Wendung des Gesprächs auf unsere heimischen

*) Ich bemerkte schon bei diesem Anlaß, daß der leiseste, an persönliche Schmeichelei grenzende Ausdruck dem Kronprinzen in innerster Seele zuwider war. Mir waren einige der damals in allen Zeitungen stehenden Berichte in Erinnerung gekommen. Aber der Kronprinz schüttelte lächelnd den Kopf. Der Eindruck war mir so unvergänglich, daß ich ihm gegenüber niemals auch nur das gewöhnlichste in der gesellschaftlichen Unterhaltung übliche Kompliment gewagt hätte. Es wäre mir ähnlich vorgekommen, als im Gebet dem lieben Gott Schmeicheleien zu sagen.

Zustände. Dabei Erzählungen meinerseits von der Stellung Knaks zu der kopernikanischen Weltanschauung, den Vorgängen auf der Friedrich-Werderschen Synode, den Versuchen, neue Gesangbücher zu oktroyieren, der Anstellung von Professoren, welche noch gar nichts geleistet hätten, als polemische Artikel in Hengstenbergs Kirchenzeitung. Auch die Konflikte zwischen Kultusministerium und Oberkirchenrat gestreift.

Hierauf wieder allgemeine Wendung von der religiösen Partei, welche die Formeln früherer Zeiten mit der Religion selber verwechselt, zu der ähnlichen politischen Richtung. Der Kronprinz spricht scharf über den inneren Widerspruch, Friedrich den Großen heute gerade so sprechen lassen zu wollen, wie vor hundert Jahren. Dabei wird Bluntschlis Vortrag über Friedrichs des Großen Grundsätze erwähnt.

Weiterhin kommt Wilhelm Hoffmanns Buch über Deutschlands Einst und Jetzt zur Sprache. Der Kronprinz kennt es noch nicht, fragt nach dem Urtheile Hoffmanns über Schleiermacher. Dem Schwaben Hoffmann sei die deutsch-nationale Stellung hoch anzurechnen, aber der Konventikelstandpunkt hemme den kirchlichen Weitblick. Dagegen sprach er wieder mit warmer Anerkennung von Bunsens Weisagung über die Einigung Italiens, wegen deren dieser damals so verkehrt wurde.

Bei allen diesen Dingen ist es mir aber fast unmöglich, anzugeben, was der eine oder der andere sagte; dazu flossen die Überzeugungen und Ausdrücke zu sehr ineinander.

Unterbrechung durch Graf Eulenburg: es ist 9¹/₂ Uhr.

Noch die Frage meinerseits, ob S. K. H. mir gestatte, mir eine Gnade auszubitten, nämlich auch S. K. H. der Kronprinzessin meine Ehrfurcht bezeugen zu dürfen.*)

*) Es ist mir wieder unvergeßlich geblieben, wie der Kronprinz den ersten Teil des Satzes von „Gnade ausbitten“ mit so ruhiger Miene anhörte, daß es

Antwort: Sehr gern; aber wie? — Durch Meyer.*) —
Werde anzeigen lassen, freue mich, von Zeit zu Zeit solche Mit-
teilungen durch Sie zu erhalten. — Händedruck.

Dritte Audienz bei S. K. H. dem Kronprinzen.

13. Januar 1869.

Anlaß der neue Aufenthalt in Berlin für den zweiten Band
der Bunsenschen Biographie.

Bei der Anfrage um Audienz zugleich Übersendung der Broschüre:
„Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868“.

Beginn der Unterredung durch den Kronprinzen mit Dank für
diese Broschüre. Bereits gestern gelesen. Vieles einzelne daraus im
Verlauf der Unterredung als richtig und bedeutsam hervorgehoben,
über die klerikale Presse, über das Wormser Fest, über die Zustände
in Nassau, über die einseitige Richtung im Kultusministerium, das
ungünstige Ergebnis der letzten parlamentarischen Debatte, und manches
andere. Sichtlich genau gelesen, auch das über König Friedrich
Wilhelm III. Gesagte ausdrücklich als richtig erklärt. „Schade, daß
der König gar keine Zeit zum Lesen hat, er müßte sonst gerade dies
lesen. Über die Möglichkeit dazu nachzudenken.“ Das Gespräch im
einzelnen von Anfang an warm, lebhaft, vertrauend, während die
vorigen Male mit allmählicher Steigerung der Wärme. Viele
Details meinerseits erwähnt über die Katholikenversammlungen und

unmöglich gewesen wäre, seine Gedanken zu erraten. Als er dann sah, worauf
es hinauskam, heiterte sich seine Stirne sofort sichtlich auf. Aber ich habe
stets den Eindruck behalten, daß sein persönliches Vertrauen in dem Augenblick
zu Ende gewesen wäre, wo er den Eindruck gehabt hätte, ich käme um etwas
für mich zu suchen.

*) Der schon vorher erwähnte Legationsrat Meyer, früher Privatsekretär
des Prinzen Albert, damals Vorleser an den Teeabenden im königlichen
Palais.

Adressen in der Schulfrage, über Diez' Entlassung in Wiesbaden, über die verkehrte Art der Angriffe auf Mühlner.

Umgekehrt Erzählungen des Kronprinzen: von der Begeisterung in Worms, von seiner persönlichen Bitte an den König um Teilnahme an dem Fest, im Unterschied von Graf Bismarck, weil man doch endlich einmal ein protestantisches Gesicht zeigen müsse, nachdem man den Ultramontanen Konzession auf Konzession gemacht.

Interessantes Urteil über England. Gerade die Übertritte aus der nobility (nicht aus der gentry) weckten das protestantische Volksbewußtsein.

Erzählung vom Schleiermacherfest: sein Glückwunschtelegramm acht Tage zurückgehalten.

Urteil über Bancroft: Freude an seiner frischen deutschen protestantischen Natur.

Außerung über Graf Bethusy-Huc: zu vielen Hoffnungen Anlaß gebend, wahr und warm.

Meinerseits Details aus Bunsens Leben erzählt. Anfrage, wie weit die Tagebücher von 1848 gedruckt werden dürften. Die einzige Ausnahme das auf den regierenden König Bezügliche.

Freude an den Mitteilungen über die Berufung von Cornelius usw.

Eigene Jugenderinnerungen aus dem Anfang der vierziger Jahre dadurch geweckt.

Meinerseits Bitte gestellt, Zusendungen machen zu dürfen von nicht für den Druck geeigneten Briefen.

Nachdrückliche Ermächtigung dazu: solche Sachen an die direkte Adresse zu richten, mit Namen des Absenders auf dem Kuvert. Dringender Wunsch nach regelmäßigen schriftlichen Berichten.

Besonderer Wunsch nach mündlichen Mitteilungen über Holland.

Einladung zum Abend, nach 2—3 Anmeldungen von verschiedenen Militärs in der Zwischenzeit.

Der ganze Charakter der Unterredung geradezu freundschaftlich.

Dreimal die Hand gereicht: auf den Dank für die huldvolle Aufnahme und für die Erlaubnis zum Schreiben, besonders weil ich sonst nicht viel leisten könne. Dazu die Bemerkung: „Nun, Sie leisten doch wahrhaftig genug.“

Unmöglichkeit alle zur Sprache gekommenen Einzeldetails, über pfäffischen Geist und religiöse Volksstimmung, über Gustav Adolf-Verein und dgl. zu erwähnen, aber das eine Wort unvergeßlich, daß ein Fürst sich jetzt so wie nie auf sein Volk stützen könne in den kirchlichen Fragen.

Meine Bemerkungen über die Traditionen Friedrichs des Großen, über Bunsens Verhältnis zu den drei Königen, zumal über das zu des regierenden Königs Majestät, durchweg bestätigt.

Vierte Audienz bei S. K. H. dem Kronprinzen.

Abends 13. Januar 1869.

Abendgesellschaft mit Konzert.

Viermalige Ansprache. Zuerst der Scherz, als ich mich hinter andere gestellt hatte und nun zu nahe an die Wand kam: „Warten Sie, werfen Sie mir meine Lampe nicht um.“

Dann bei meinem Zusammenstehen mit Curtius: „Ich hatte gerade die Absicht, Sie bekannt zu machen.“ Dabei uns beiden auf die Schulter geklopft.

Ferner in dem Türeingang zum Büffet, als ich mir gerade etwas holen wollte, eingehendste Erkundigung nach den holländischen Verhältnissen.

Gnädiger Empfang durch S. K. H. die Kronprinzessin. Frage ob ich Aleriker sei (unter Blick auf den Schnurrbart).

Endlich noch ein freundlicher Abschiedsgruß des Kronprinzen.

Dazwischen Gespräch mit einem eingeladenen Maler, der sich verwundert, daß ich in dieser Unterredung Vorzüge Deutschlands vor

England der Kronprinzessin gegenüber geltend gemacht. „Das dürfen Sie hier nicht tun.“ Ärgerliche Antwort über einen solchen Schranzengeist, der das Gegenteil von dem sei, was das hohe Fürstenpaar suche.

Briefliche Mitteilungen.

Im Laufe des folgenden Jahres machte ich auf Grund der gegebenen Erlaubnis dem Kronprinzen mehrfache Zusendungen von Aktenstücken, die ich in dem Bunsenschen Familienarchiv kennen gelernt hatte.

So u. a. von einem Erlaß König Friedrich Wilhelms III. an den Gesandten in Petersburg, wo Kardinal Lambruschini damals ebenso wie in Berlin die Zulassung einer Nuntiatur verlangt hatte. Der König hatte die Antwort gegeben, daß dies in Preußen unter keinen Umständen geschehen werde, ließ auch dem Petersburger Hofe diese Antwort mitteilen.

Im Anschluß an die damalige Nuntiaturfrage habe ich außerdem eine längere Unterredung und Korrespondenz mit Generalsuperintendent Hoffmann gehabt. Bei demselben Anlaß konnte ich mich über den Stand der Meinhold'schen Angelegenheit orientieren. Auch über diese habe ich eine längere Unterredung mit dem Kronprinzen gehabt, von der sich jedoch im Obigen keine Notizen finden. Es scheint daher noch eine weitere Audienz stattgefunden zu haben, die ich nicht zu Papier gebracht habe. Ich erinnere mich nur, daß ich (unter wärmster Betonung der gewaltigen politischen Leistung unseres großen Staatsmannes, und unter persönlicher Anerkennung Meinhold's) die Kassierung des konsistorialen und oberkirchenrätlichen Entscheids in dieser rein innerkirchlichen Frage durch Graf Bismarck beklagte und die Antwort erhielt: „Was wollen Sie? Seine Frau ist ja eine Puttkamer.“

Eine andere Zusendung betraf die Briefe Tholuck's an Bunsen.

Desgleichen übersandte ich eine Abschrift des zweiten (nicht veröffentlichten) Briefes des Bischofs v. Ketteler und der (ebenfalls nicht veröffentlichten) Antwort darauf.

Später folgte noch die Mitteilung der Denkschrift des Konsistorialpräsidenten Bruch in Straßburg über den während des Gen. Gouvernements des Grafen Bismarck-Bohlen gemachten Versuch der Vergewaltigung der elsassischen Kirche.

In diese Zwischenzeit fiel auch die Orientreise des Kronprinzen, über welche sein Tagebuch Bericht gibt. Die Verwandtschaft der darin ausgesprochenen Urteilsweise mit meinen „Briefen über ein Osterfest in Jerusalem“ hat mir bestätigt, daß es keine Täuschung meinerseits war, wenn bei den Audienzen unsere Anschauungsweise mir im tiefsten Grunde identisch erschien. Allerdings ist in meine späteren Bücher viel von den damals empfangenen Anregungen übergegangen.

In Jerusalem fand auch das Gespräch des Kronprinzen mit Wackernagel statt, worüber dessen Brief vom 8. November 1869 u. a. das Wort des Kronprinzen berichtet: „Es besteht ein Herzensverkehr zwischen uns.“

Aus dem kaiserlichen Kabinet erhielt ich in den Jahren 1872 bis 1877 u. a. eingehende Schreiben über die „Stille Stunden“, über die Biographie Rothes und über „Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande“.

Fünfte Audienz bei S. R. H. dem Kronprinzen.

30. September 1873 (nach der Hochzeit meines Bruders).

Ausgang von Rothe. Dessen Voraussicht der jetzigen Wirren. Frage nach der weiteren Korrespondenz mit Bischof v. Ketteler.

Von da Übergang auf die altkatholische Bewegung und Überreichung meines Vortrags.

Erzählung des Kronprinzen von dem Brief des Kardinals Hohenlohe über die kanonisch gültige Wahl und Weihe des Bischofs Reinkens.

Weitere Erzählung von Professor Reinkens als Breslauer Rektor.

Desgleichen vom sächsischen Hof: von der früheren und späteren Haltung des Prinzen Georg: im Gegensatz zu dem von ihm früher hochgehaltenen Professor Dieringer in Bonn.

Erzählung meinerseits über eine Bemerkung des konvertierten Grafen Schönburg.

Antwort: „Wieder die Verwechslung von österreichischem und deutschem Kaiser. Der deutsche Kaiser kann manches, was der österreichische nicht konnte.“

Mitteilung über die werdende altkatholische Fakultät in Bern.

Der Kronprinz erzählt dann von dem bayerischen General v. Hartmann (Mein alter guter Hartmann),

ebenso von der Lektüre von Heinrich Langs Luther, dem ich die Ziegler'sche Kritik gegenüberstellte,

bestellt endlich Grüße an Wackernagel.

Sechste Audienz bei S. R. H. dem Kronprinzen.

16. März 1877.

Wie vor dem 70., so jetzt vor dem 80. Geburtstag des Kaisers.

Überreichung des gleichfalls an den Kaiser geschickten Buches „Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande“.

Einleitung: Sehr lange nicht gesehen.

Buch: Es fehlt ein Wort auf dem Titel: das Fortschreiten (Erklärungen über den kolossalen Zuwachs).*)

Rosenthals Konvertitenbilder: Rückschritt in der Zahl, aber Bedeutung des Geldes (Belege über die Macht der jesuitischen Inter-

*) Die eingeklammerten Worte enthalten meine Zwischenbemerkungen.

nationale. Stellung von den früheren Gaesdonker Lehrern de Waal in Rom und Fritzen in Dresden).

Holländische Feinde: Königin von Holland, ebenso wie die Kaiserin Marie und so viele geborene Deutsche (Parallelismus in der Schweiz: Karl Vogt und Brüder; deutsche Führer der schweizerischen Sozialdemokratie). Der gegenwärtige Moment wichtiger wie alle Fragen über die Ursachen. Brief vor zwei Tagen von Kardinal Hohenlohe über Simeoni und Franchi, vor allem aber über den steigenden Einfluß der Jesuiten. (Kirchengeschichtliche Begründung des Wie.) Äußere Macht des Katholizismus und Schwäche und Auflösung der evangelischen Kirche. Selbst durchaus evangelisch angelegt. Eigentlich ein Protestant, wie er im Buch steht. Aber physischen Ekel am Wort Hofprediger.*) (Der Begriff Hoftheologie der verhängnisvollste der Kirchengeschichte; ihr gegenüber heute vielfach das Ideal der Freiheit der Kirche im Papsttum gesucht.) Schwierigkeit für die Kindererziehung durch die Konflikte in den verschiedenen Unterrichtsfächern.

Größe Luthers in den ersten Jahren. Aber die evangelische Kirche überall ohne bedeutende Persönlichkeiten (Hinweis auf Halle und auf Ritschl in Göttingen). Reize des englischen Kultus (Hinweis auf die stets neue Kraft des Evangeliums. Schwierige Stellung Wilhelms II. von Holland).

Konfessionelle Vorgeschichte der Kriege von 1866 und 1870 (Reminiscenzen aus Katwyk).

Macht der Verdummungstendenzen (Belege Madonnenerscheinungen, Stigmatisierungen, Herz-Jesu-Kultus, Hexenglaube. Kontroverse in Hastings. Bewußte Unwahrhaftigkeit).

Moralische Schwäche des Romanismus. Bei einer Feier in einer römisch-katholischen Kirche neulich die Erinnerung nötig, daß das Gottesdienst sein solle.

*) Den persönlichen Anlaß zu diesen Äußerungen bildeten einige kurz vorhergegangene Einwirkungen Kögels.

Verbindung mit der Sozialdemokratie (Schrift von B. Becker, der alte und moderne Jesuitismus = Loge).

Innere Schwäche der Loge. Ursachen in dem geringen Weitblick der meisten Führer.

Der Besuch in Holland und die mißverständene Rede (Belege über den Mißbrauch derselben).

Der Altkatholizismus zurückgedrängt (Ursache die Furcht vor Kompromiß mit Rom und Vernichtung der Karriere der Gymnasiallehrer. Tüchtige Persönlichkeit von Bischof Reinkens).

Zweifelhaftes Ergebnis des Kulturkampfes. Aber die Gesetze einfach die notwendige Rückkehr zum fridericianischen Landrecht, Unmöglichkeit für den Staat, nachzugeben (Parallele der gleichen Fehler in der kirchenhistorischen Literatur, selbst 1837 bei Ranke).

Haß gegen das Reich. Debatte vom 28. Februar. Gespräch mit einem Katholiken vor wenigen Tagen über diese tiefste Ursache (Parallele mit Nuyens' Kaiserglocke). Damalige Antwort: „Ihr müßt zeigen, was im Gesetz drückend ist, aber die Jesuiten wollen eben den Krieg.“

Rückkonversionsversuche bei der Königin-Witwe und Argumente dafür.

Wie lange noch hier? (Empfehlungen an die Kronprinzessin.)
— Wo der Bruder? Schluß: Auf Wiedersehen.

Der Zeit nach 1877 gehören drei Briefe des Kronprinzen an, speziell mit „warmem Anteil“ an der Berufung nach Jena.

In indirekte Verbindung mit ihm brachten mich außerdem die Audienzen bei S. R. H. dem Großherzog von Baden auf der Mainau, August 1878, und in Karlsruhe auf der Reise nach Jena, Ende Dezember 1883.*)

Auf mein letztes Gesuch um Audienz bei dem Kronprinzen vor

*) Auch der vorerwähnten Audienz vom 16. März 1877 bei dem Kronprinzen war am 19. d. M. eine weitere bei dem wieder gerade in Berlin anwesenden Großherzog gefolgt.

dem 90. Geburtstag 1887 des Kaisers erhielt ich die Antwort des Adjutanten, „etwas zu warten, bis die eben begonnene Kur Erfolg gehabt habe, da die bevorstehenden Festlichkeiten an Hals und Stimme des schon längere Zeit von hartnäckiger Heiserkeit geplagten Kronprinzen starke Anforderungen stellen würden“.

Ende 1887 erfolgte noch die Übersendung der zweiten Auflage der „Stille Stunden“ durch das großherzogliche Kabinet in Karlsruhe, weil ich in dieser schweren überbürdeten Zeit nicht selbst zu schreiben wagte. Trotzdem kam eine direkte Erwiderung mit herzlichem Dank und einem rührenden Neujahrswunsch (29. Dez. 1887).

E. Gefälschtes und Authentisches über Kaiserin Augusta.

Die in den „Forschungen“ enthaltene Prüfung des aus dem Bismarckschen Memoirenwerk resultierenden Bildes der Kaiserin Augusta schließt schon allein für sich den Nachweis in sich, wie sehr gerade in diesem Falle das bekannte Wort wieder zutrifft, daß „ein von der Parteien Gunst und Haß verwirrtes Charakterbild in der Geschichte schwankt“. Ein noch deutlicherer Beleg für die Unsicherheit des geschichtlichen Urteils über die erste deutsche Kaiserin liegt jedoch in der Tatsache, daß eine so kecke Fälschung wie diejenige der hohen Frau untergeschobenen Briefe sich so lange Zeit halten und auch nach der Entlarvung der Fälschung nach wie vor literarisch verwertet werden konnte.

Ob von Anfang an eine Fälschung beabsichtigt gewesen ist, muß auch heute noch dahingestellt werden. Denn die Veröffentlichungen in der „Täglichen Rundschau“ haben mit zweifellos authentischen Dokumenten begonnen, die schon unmittelbar nach dem Tode der Kaiserin (7. Januar 1890) ihren Anfang genommen haben. Bereits in der Beilage vom 12. Januar 1890 sind Gespräche mit dem Präsidenten Lette (mit welchem die Kaiserin in seinen gemeinnützigen Bestrebungen mehrfach zusammengearbeitet hatte) mitgeteilt, auch noch am 1. Februar fortgesetzt worden. In der Beilage vom 18. Februar hat Graf Roon den (an seinen Vater gerichteten) inhaltreichen Brief vom 12. Oktober 1848 abdrucken lassen, in welchem

die Prinzessin sich eingehend über die Eigenschaften ausgesprochen hat, die sie bei dem Gouverneur ihres Sohnes zu finden hoffte. Dem sind noch eine Anzahl weiterer Erinnerungen gefolgt, welche im Grunde längst eine sichtende Zusammenstellung verdient hätten. Eine solche scheint in der Tat Dr. Beneke im Auge gehabt zu haben, von welchem der erste (mit Dr. B. unterzeichnete) Artikel herühren möchte. Ihm persönlich würde niemand eine Fälschung zgetraut haben. Aber gerade er ist ersichtlich das Opfer einer solchen geworden.

Dieselbe beginnt in der Beilage vom 3. August 1890 mit einem Briefe der Kaiserin(-Königin) an eine Frau v. Schöning aus dem Jahre 1863, in welchem die soziale Frage behandelt wird: mit weiblich berechtigtem Abscheu über die Immoralität Lassalles, aber zugleich mit klarer Erkenntnis sowohl der vorhandenen Notstände, wie der wirklichen Mittel der Abhülfe. Am 7. August folgte ein weiterer Brief an dieselbe Adresse aus dem Jahre 1876, unter Bezugnahme auf Langenbeck, der ja der Kaiserin persönlich nahe gestanden hatte. In den Nummern (Beilagen) vom 15., 20. und 21. August schlossen weitere Briefe an Frau v. Schöning und an eine Frau v. Bonin sich an. In denselben war teils eine Mißbilligung des Antisemitismus ausgesprochen, teils die Stellung der Kaiserin im Kulturkampf behandelt, und zwar ganz in Übereinstimmung mit der so viel mißbrauchten, aber auf große ideale Gesichtspunkte zurückgehenden Anschauung, die sie in der Tat gehabt hat.

Es bedarf keiner Erklärung, daß diese Briefe ein ungewöhnliches Aufsehen erweckten. Auch abgesehen von dem Umstand, daß die Adressen Frau v. Schöning und Frau v. Bonin viel zu unbestimmt waren, erweckten zugleich Form und Inhalt manchen Verdacht. So hat denn noch im gleichen Monat die „Nordd. Allg. Zeitg.“ (vom 27. August) eine Erklärung veröffentlicht, die auch hier wieder abgedruckt werden muß:

„Die öffentlichen Blätter haben in der letzten Zeit Auszüge aus
Rippold, Forschungen und Erinnerungen. 24

Briefen der hochseligen Kaiserin Augusta an eine Frau v. Schöning und eine Frau v. Bonin veröffentlicht. Über die Echtheit dieser Briefe herrschen an maßgebender Stelle Zweifel, die jedoch noch besonderer Prüfung bedürfen, ehe sie als vollkommen gerechtfertigt bezeichnet werden können. Jedenfalls darf als feststehend angenommen werden, daß die hochselige Kaiserin in den siebziger und achtziger Jahren niemals, und schwerlich je vorher mit einer Frau v. Schöning oder einer Frau v. Bonin in eingehendem Briefwechsel gestanden hat."

Gegenüber dieser — allerdings merkwürdig zahmen — Erklärung hielt die damalige Redaktion der „Täglichen Rundschau“ die Behauptung der Echtheit aufrecht. Daß sie selber nur Abschriften, nicht Originale eingesehen, machte ihr ebensowenig Bedenken, als daß sie über den Namen ihres Gewährsmannes und den Ursprung der Abschriften keinerlei Mitteilung zu geben imstande war — ein deutlicher Beleg, daß der vielbeklagte „Zeugniszwang“ der Redaktionen im Grunde sehr lückenhaft ist.

Es ist der damalige Chefredakteur der „Täglichen Rundschau“ (der spätere Begründer der „Deutschen Zeitung“) Dr. Friedrich Lange gewesen, welcher zuerst diese gefälschten Briefe unter der Behauptung ihrer Echtheit in die Öffentlichkeit warf. Fast von der ganzen Tagespresse sind dieselben nachgedruckt oder wenigstens exzerpiert worden. Monate hindurch hat die Kontroverse über ihre Authentie die Zeitungsleser beschäftigt. Auch nachdem ausnahmslos alle diejenigen Personen, welche als Bürgen der Authentie genannt worden waren, diese Behauptung dementiert hatten, ist die damalige „Rundschau“ bei der Verteidigung der Echtheit stehen geblieben. Wie Dr. Friedrich Lange, so war auch sein Gewährsmann (der als Biograph des Theologen Vatke in seinem Fachbereich nicht unverdient) Dr. A. Bencke persönlich getäuscht gewesen. Der Anlaß der überaus geschickten Fälschung hat wohl darin gelegen, daß (genau wie kurz vorher ihr Sohn, Kaiser Friedrich, durch den Hinweis auf ein

von ihm mit dem Berliner Stadtrat Magnus geführtes Gespräch) Kaiserin Augusta als Gegnerin der gerade damals besonders mächtigen antisemitischen Bewegung charakterisiert werden sollte. Um so freudiger durfte es begrüßt werden, daß es gerade ein jüdischer Gelehrter gewesen ist, welcher die Quellen des Betrugs unwiderleglich aufgedeckt hat.

Um so betrübender und nur zu lehrreich für die üblen Mächte, welche auf unsere Publizistik einwirken, ist dagegen die andere Tatsache, daß auch nach jenem unantastbaren Nachweis der Fälschung das weitverbreitete Buch „Die Damenpolitik am Berliner Hof“ die gefälschten Briefe als echte Dokumente nachgedruckt hat. Was Fürst Bismarck über die unlauteren Quellen der verwandten Schrift „La société de Berlin“ mitgeteilt hat, gilt auch von diesem geistesverwandten Nachwerk.

Bei der Zusammenstellung der jetzigen „Erinnerungen“ glaubt sich der Verfasser daher der Aufgabe nicht entziehen zu dürfen, das gefälschte und das authentische Material über Kaiserin Augusta einander gegenüber zu stellen. Der Anlaß dazu ist für ihn persönlich dadurch gegeben, daß die Urheber der Fälschung, um sich selber vor Entdeckung zu sichern, es ruhig hingehen ließen, daß bald diese bald jene Persönlichkeit in der Tagespresse als Bürge für die Authentie der untergeschobenen Briefe genannt wurde. Für die unsere Tagespresse beeinflussenden Faktoren sind die damaligen Vorkommnisse überhaupt derart bezeichnend, daß schon die bloße Erinnerung an diese heute verschollenen Dinge von bleibendem Interesse ist. Speziell für das wirklich geschichtliche Bild der Kaiserin Augusta aber ist es überaus wichtig, das, was ihr in jener Fälschung zugetraut wurde, neben die Ergebnisse unserer Prüfung der „Gedanken und Erinnerungen“ stellen zu können.

Nachdem schon eine Anzahl anderer Personen als Bürgen für die Authentie genannt waren — kurze Zeit bevor die Reihe an die nachher noch näher zu berücksichtigende Palastdame Gräfin Hacke

kam — hat auch der Verfasser das gleiche Geschick geteilt. Die erste Kenntniß von dieser völlig aus der Luft gezogenen Behauptung kam mir dadurch zu, daß ich auf eine Notiz der „Münchener Neuesten Nachrichten“ (Nr. 398) aufmerksam gemacht wurde: „Übrigens besteht die „Tägliche Rundschau“ auf der Echtheit; als Gewährsmann nennt die „Vossische Zeitung“ Prof. Rippold-Jena.“ Ich habe daraufhin sofort die Redaktion der „Jenaer Zeitung“ ersucht, diese Behauptung Lügen zu strafen, mit dem Bemerkten, daß ich „die betreffenden Briefe erst in den letzten Tagen und nur teilweise kennen gelernt habe.“ Der prinzipiellen Wichtigkeit der Frage wegen hat ich die Redaktion, dem noch beizufügen: „Einer so krassen Erdichtung gegenüber gedenkt derselbe nächster Tage in einer Zuschrift an unsere Zeitung über die subjektive und objektive Seite jener Veröffentlichung sich näher auszusprechen“ (Nr. 206, 3. Sept. 1890).

Bis dahin hatte die damalige „Rundschau“ alle derartigen Behauptungen ruhig hingehen lassen. Auf Grund der eben mitgeteilten Erklärung erhielt ich dagegen eine Zuschrift der Redaktion, deren Zweck aber einfach dahin ging, die in Aussicht gestellte weitere Veröffentlichung zu beeinflussen. Um den moralischen Charakter einer derartigen „Pressekampagne“ quellenmäßig zu beleuchten, ist es erforderlich, auch diese Zuschrift mit aufzunehmen:

Berlin, den 4. Sept. 1890.

„Sie sind, wie ich zu meinem Bedauern gelesen habe, durch den schlecht angebrachten Scharfsinn der „Vossischen Zeitung“ irrtümlicherweise als der Gewährsmann der „Täglichen Rundschau“ bei der Veröffentlichung der Briefe der Kaiserin Augusta genannt worden. Ich erwog, ob es unsere Pflicht sei, Sie ohne weiteres zu entlasten; doch glaubte ich erstens, Ihnen nicht vorgreifen zu dürfen, zweitens schien es mir auch unzweckmäßig, jede haltlose Vermutung in Bezug auf unseren Gewährsmann zu dementieren. Ich fürchtete, daß man möglicherweise so lange herumraten könnte, bis man den richtigen

träfe. Wie ich nun sehe, haben Sie sich inzwischen selber geholfen und eine Erörterung über die Echtheit der Briefe in Aussicht gestellt. Da ich annehme, daß Ihnen bei dieser Arbeit es auf alle Fälle nicht ohne Wert sein würde, mit demjenigen Gewährsmann, von welchem mir die Kopien der Briefe zugetragen sind, in Verbindung zu treten, so frage ich hiermit ergebenst an, ob Sie zu einer solchen Korrespondenz, falls mein Gewährsmann zustimmte, geneigt wären. Mein Interesse dabei und das der „Rundschau“ ist, daß in Ihren Erörterungen diejenigen Punkte von vornherein fortfallen könnten, welche mit dem Tatbestand, so weit er uns vorliegt, in Widerspruch wären, und daß mithin auch die „Tägliche Rundschau“ nicht nötig hätte, an Ihren Erörterungen in dieser Beziehung Kritik zu üben.“

Als dieser Brief mir zuing, war die Erklärung, welche durch denselben verhindert werden sollte, bereits erschienen (Senaische Zeitung, 5. Septbr. 1890, Nr. 208). Sie hat dahin gelautet:

„Die fecke Erdichtung, welche den Namen eines völlig Unbeteiligten mit der Veröffentlichung der sogenannten Briefe der Kaiserin Augusta in Verbindung bringt, hat mich genötigt, mich über den Tatbestand so weit wie möglich ins Klare zu setzen. Es hat nämlich allerdings seinen guten Grund, wenn in diesem Falle die Frage nach dem „Gewährsmann“ in den Vordergrund gestellt worden ist. Die Erklärung der Redaktion der „Täglichen Rundschau“ über die (mit Ausnahme von zwei Kommata und einem Semikolon) wortgetreue Veröffentlichung bezieht sich auf — — — Abschriften, nicht etwa auf Originale der Briefe. Als Adressaten sind zwei Damen genannt, welche beide verbreiteten Adelsfamilien angehören. Es ist mit Recht gefragt worden: Welche Frau v. Sch., welche Frau v. B. ist hier gemeint? Es muß aber weiter konstatiert werden, daß diejenigen, welche der Kaiserin Augusta im Leben am nächsten gestanden haben, schlechterdings nichts von einem Verhältnis derselben zu

irgend einer Frau v. Sch. oder irgend einer Frau v. B. wissen, wie es zugrunde gelegen haben müßte, um derart vertrauliche briefliche Äußerungen überhaupt möglich zu machen. Die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit gestaltet sich demgemäß an und für sich zu einer jener sprichwörtlichen Doktorfragen, bei welchen jeder mit der historischen Methode Vertraute sich am liebsten mit einem non liquet begnügt. Man braucht sich nur die bis in die jüngste Zeit in immer neuen Schriften grundverschieden beantwortete Frage über Echtheit, Unechtheit oder Interpolation der Kassettenbriefe von Maria Stuart zu erinnern, um eine zutreffende Parallele vor Augen zu haben. Ob es sich um eine geschickte Kompilation mündlicher Äußerungen, ob um eine vollständige Erdichtung, ob um wirkliche Briefe (etwa an eine andere Adresse) handelt, muß dahingestellt bleiben, solange der „Gewährsmann“ vorzieht, im Dunkel zu bleiben und kein Vergleich mit dem Original vorliegt. Man darf mit Recht wünschen, daß die in Aussicht stehende Schrift meines Kollegen Schrader durch die Mitteilung authentischen Materials die jetzt strittige Frage zur Lösung bringen möge.

„Außer der subjektiven Seite hat die fragliche Veröffentlichung aber auch eine objektive, und diese ist äußerst bedenklicher Art. Wo bleibt das Eigentumsrecht in Bezug auf unsere fürstlichen Familien, wenn ein Vertrauensmißbrauch dem anderen folgt? Der Geffkensche Prozeß hat ja allerdings gezeigt, daß in unserer bisherigen Rechtsbildung derartige Fälle nicht vorgesehen worden waren. Wohin kommen wir aber, wenn zugleich Takt- und Anstandsgefühl, Discretion und Pietät inhaltsleere Worte zu sein scheinen? Der Unterzeichnete ist mehrfach in der Lage gewesen, fürstliche Briefe veröffentlichen zu dürfen, selbstverständlich aber nur unter vollgenügender Autorisation. Wo man mich jedoch zum Gewährsmann in einer solchen den point d'honneur des Historikers treffenden Sache zu stempeln sucht, bin ich um so mehr genötigt, dieselbe prinzipiell zu fassen. Ob nach der Meinung des Herausgebers solche

Briefe ihren Schreibern zur Ehre oder Unehre gereichen, tut nichts zur Sache, wenn die zunächst Berechtigten nicht um das Recht der Veröffentlichung gefragt worden sind. Keiner Privatfamilie gegenüber würde das erlaubt sein, was bei den fürstlichen Begründern des Reiches gestattet sein soll. Wenn das bestehende Recht keine Abhilfe gewährt, dürfte es hohe Zeit sein, an die Ausfüllung dieser Lücke zu denken, bevor die Konsequenzen gezogen werden, an welche die ersten Urheber solcher Indiskretionen gewöhnlich am wenigsten denken.

Jena, 3. September 1890."

Die prinzipiellen Gesichtspunkte dieser Erklärung sind unbeachtet geblieben. Um so charakteristischer war es, wie der damalige Redakteur der „Täglichen Rundschau“ den darin enthaltenen Tatsachen gegenüber verfuhr. Es erscheint heute geradezu unglaublich, daß er, statt endlich der bloßen Behauptung Beweise für die Authentie zur Seite zu stellen, von den Bestreitern der Echtheit Beweise verlangte. Da die damaligen Zeitungsartikel sich zur Zeit nur mit Mühe austreiben lassen, glaube ich den Gegenartikel der „Rundschau“ gegen meine Erklärung in der „Jenaischen Zeitung“ hier gleichfalls nicht übergehen zu dürfen:

„Herr Professor Nippold hat die „völlig aus der Luft gegriffene“ Annahme einer hiesigen Zeitung, daß er unser Gewährsmann für die Briefe der Kaiserin Augusta sei, für einen genügenden Anlaß gehalten, um sich zu der Frage sachlich und grundsätzlich zu äußern. Er ist dabei mit bemerkenswerter Schnelligkeit vorgegangen, denn obgleich wir uns beeilten, ihm brieflich für die von ihm angekündigte gutachtliche Äußerung den Namen unseres Gewährsmannes zur Verfügung zu stellen, damit wir nicht in die Lage kämen, irrtümliche Voraussetzungen abermals berichtigen zu müssen, ist, wie es scheint, gleichzeitig mit der Ankunft unseres Briefes jene Äußerung bereits in der „Jenaischen Zeitung“ veröffentlicht worden.

„Diesige Blätter knüpfen an den Abdruck des Gutachtens die Bemerkung, daß nunmehr unsere wiederholte Versicherung von der Echtheit der Briefe nicht mehr genüge, sondern daß wir nun mit Beweismaterial hervortreten müßten. Darauf möge hiermit die Antwort entgegengenommen werden, daß uns diese wohlwollende Aufforderung zunächst nicht im geringsten locken kann, mehr zu sagen, als wir sagen wollen, und daß wir uns die Bestimmung der Frist für einen etwaigen dokumentarischen Beweis selbst vorbehalten. Wir dürfen uns diese Gelassenheit um so eher gestatten, da nach Lage der Sache die Beweisführung in betreff der Echtheit der Briefe nicht uns zufällt, sondern denen, die sie bezweifeln. Denn abgesehen von unserer schon wiederholt abgegebenen Versicherung steht die Wahrscheinlichkeit der Echtheit für jeden, der die Briefe gelesen hat, durch unmittelbare Empfindung fest. Tatsächlich hat auch keiner von denen, welche sich bisher öffentlich oder privatim bei uns um das Geheimnis des Gewährsmannes bemüht haben, zu bezweifeln gewagt, daß die in den Briefen niedergelegten Anschauungen und Gefinnungen der hochseligen Kaiserin eigen gewesen seien. Auch Herr Prof. Nippold schreibt wörtlich in einem uns heute zugehenden Briefe: „Sowohl die Anschauungs- wie die Redeweise der Briefe stimmen mit dem, was ich von der Kaiserin mündlich gehört habe und aus den mir zugänglich gewesenem, ziemlich zahlreichen Briefen derselben weiß.“ Diese Äußerung dürfen wir wohl für mindestens ebenso gewichtig halten, wie die in dem Gutachten der „Zenaischen Zeitung“ von demselben Herrn veröffentlichte: „Ob es sich um eine geschickte Kompilation mündlicher Äußerungen, ob um eine vollständige Erfindung, ob um wirkliche Briefe (etwa an eine andere Adresse) handelt, muß dahingestellt bleiben, so lange der „Gewährsmann“ vorzieht, im Dunkel zu bleiben, und kein Vergleich mit dem Original vorliegt.“

„Wir gedenken uns zunächst, wie gesagt, mit der Tatsache völlig zu beruhigen, daß von keiner Seite bisher die Echtheit der in den

Briefen niedergelegten Anschauungen und Gesinnungen bestritten wird. Die formelle Seite der Sache mag für die Neugierde mancher Zeitungen, wie auch für die Gewissenhaftigkeit des Gelehrtentums vielleicht sehr wichtig und dringend sein; für uns ist sie zweiten Ranges und gehört nicht zu den Angelegenheiten, die wir eilig behandeln werden.

„Zu unserem Bedauern hat Herr Prof. Nippold für nötig gehalten, auch moralische Betrachtungen an unsere Veröffentlichung zu knüpfen, indem er von einem Vertrauensmißbrauch spricht. Darauf möchten wir in Kürze erwidern, daß uns die Briefe in einem Zusammenhang der Umstände zur Veröffentlichung mitgeteilt worden sind, welcher von vornherein den Verdacht, als könne eine Indiskretion oder eine politische Zettelung oder dgl. beabsichtigt sein, völlig von uns fern hielt. Vielmehr empfangen wir die Briefe als höchst interessante Proben einer größeren Sammlung, welche für die nächste Zeit beabsichtigt sei, und von welcher wir voraussetzen durften, daß sie nicht ohne Genehmigung von zuständiger Seite ins Werk gesetzt werden solle und könne. Im übrigen glaubten wir und glauben noch heute, daß wir uns durch die Veröffentlichung um das Andenken der entschlafenen Kaiserin verdient gemacht haben, weil wir überzeugt sind, daß in den weiteren Schichten des deutschen Volkes vorher kaum einer eine so hohe Vorstellung von der Geistes- und Herzensgröße dieser erlauchten Frau haben konnte, wie er sie nun durch diese Schriftstücke gewann. Wer jetzt nach der Veröffentlichung über formelle Bedenken rechtet (die freilich hier kaum in Frage kämen), nimmt es nach unserem Ermessen schwer mit der Form und leicht mit der Sache, d. h. mit dem Andenken der Kaiserin, welches ohne diese Veröffentlichung zunächst und vielleicht noch auf lange Zeit hinaus im Banne der Vorurteile geblieben wäre, welche gerade dieser Kaiserin bei ihren Lebzeiten so andauernd hinderlich gewesen sind.

„Schließlich möchten wir im Zusammenhange dieser Erörterung

noch die ausdrückliche Erklärung abgeben, daß der von der „Börsenzeitung“ heute als Gewährsmann genannte „Freiherr v. Schöler, naher Verwandter der Polastdame v. Haacke“ nicht unser Gewährsmann ist. Es charakterisiert vielleicht die nervöse Neugier, mit der diese Frage behandelt wird, wenn wir hinzufügen, daß das genannte Blatt obigen Namen nennt auf Grund einer ihm zugegangenen Postkarte ohne Namensunterschrift.“

Den ganzen September hindurch blieb das Gerüde über die Echtheit oder Unechtheit ein fetter Bissen für die saure Gurkenzeit. Mit der Miene, eingeweiht zu sein, ging bald diese, bald jene Notiz durch die Blätter. So hat die „Saalezeitung“ die Kunde gebracht: „Bezüglich des Ursprungs und der viel erörterten Echtheit der Augustabriefe darf nunmehr versichert werden, daß es sich dabei tatsächlich um eine Fälschung gehandelt hat. Der Name des Urhebers ist schon längst kein Geheimnis mehr. Derselbe scheint es jedoch vorzuziehen, die irreföhrleiteten Leser jener gemachten Episteln in dem Glauben zu erhalten, dieselben hätten tatsächlich von der Kaiserin Augusta hergeröhrt. Sehr wahrscheinlich ist jedoch das letzte Wort über diese „theologisch-publizistische Stilübung“ noch nicht gesprochen.“

Die Notiz der „Saalezeitung“ ist dann u. a. in das „Frankfurter Journal“ übergegangen und hat auf diesem Umwege die nachfolgenden Briefe des Grafen Wedel, Oberhofmarschalls des Großherzogs von Sachsen, an den Herausgeber veranlaßt.

Wartburg, 1. Oktober 1890.

Euer Hochwohlgeboren

bin ich von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog befohliget, mit Höchstdessen Grüßen, das einliegende Blatt des „Frankfurter Journals“ *) zu übersenden mit dem Ersuchen, darin von dem Artikel

*) N. 719 Abendblatt, 27. September 1890.

„Die angeblichen Briefe der verstorbenen Kaiserin Augusta“ Kenntnis nehmen zu wollen.

S. K. Hoheit ist ganz der Überzeugung, daß jene Briefe gefälscht sind, auch hat weder Höchstderselbe noch auch der langjährige Sekretär Ihrer hochseligen Majestät, der Kgl. Preussische Kammerherr Herr von dem Knesbeck irgend welche Kenntnis von einem stattgehabten Briefwechsel mit den beiden in den Zeitungen genannten Damen, die Höchsthnen unbekannt sind.

Die heute nun mitgeteilte Zeitungsnachricht behauptet, der Name des Urhebers sei längst bekannt.

S. K. Hoheit hofft, daß Euer Hochwohlgeboren vielleicht in der Lage sein dürften, Höchsthm einigen Aufschluß über diese Angelegenheit zu geben.

Euer Hochwohlgeboren

bin ich von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge vor Höchst-
dessen Abreise nach Schlesien befehliget worden, verbindlichen Dank zu übermitteln für Ihre Zuschrift vom 2. dieses Monats und die Darlegung dessen, was Ihnen in Betreff der Veröffentlichung der angeblichen Briefe der hochseligen Kaiserin Augusta zur Kenntnis gekommen ist. Zugleich lege ich die drei Anlagen Ihres Briefes wieder bei.

Seine Königliche Hoheit bedauert sehr, daß es bisher nicht gelungen ist, den Urheber dieser Veröffentlichung zu ermitteln und die Verübung weiteren Unfugs zu verhindern.

Weimar, am 8. Oktober 1890.

Der „Unfug“ mit den fecken Behauptungen der Fälschergesellschaft ist aber noch längere Zeit fortgegangen. Die fürstlichen Verwandten haben diesem Treiben wehrlos gegenübergestanden. Die freche Unwahrhaftigkeit, mit welcher von vornherein vorgegangen war, war den wirklich Eingeweihten bekannt. Aber das Strafgesetz

bot keinen Schutz gegen die hartnäckige Verlogenheit. Erst der verdienstvolle kritische Nachweis der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ (Nr. 10 vom 10. März 1893) hat der kläglichen „Preßkampagne“ definitiv ein Ende gemacht.

Der auch im Separatabdruck (Rudolf Mosse, Berlin) erschienene Artikel von Dr. S. Neumann trägt den Titel: „Die posthumen Briefe der Kaiserin Augusta und ihre Echtheit. Ein Brief an den Redakteur der „Jewish Chronicle“ in London.“ Der darin enthaltene, schlechterdings unwiderlegliche Nachweis über die Quellen der der Kaiserin zugeschriebenen Ausdrücke ist von keiner Seite bestritten. Aber wie es mit den Artikeln der Tagespresse geht, pflegt auch derjenige, auf welchen dieser oder jener Aufsatz einen gewissen Eindruck gemacht hat, sie in späterer Zeit selten zur Hand zu haben. In diesem Falle hatte auch mich mein Gedächtnis im Stich gelassen, indem ich den in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ erschienenen Artikel auf die „Nation“ zurückführte und mich nur entsann, daß sein Verfasser ein jüdischer Gelehrter gewesen sei. Es hat daher einige Zeit und Mühe gekostet, ihn wieder auszugraben. Wenn es aber mir als einem Mitbeteiligten so gegangen ist, dürfte es anderen Zeitgenossen noch eher so gehen. Ich glaube es daher den Lesern dieser „Erinnerungen“ schuldig zu sein, auch den Neumannschen Artikel wenigstens anmerkungsweise hier aufzunehmen.*)

*) Geehrter Herr Redakteur!

„Was bedeutet in dem Briefe der Kaiserin Augusta an eine Frau v. Bonin die Stelle, welche von Junzens Übertritt zum Christentum spricht?“*) Daß Sie jetzt solche Frage an mich richten, hat mich nicht wenig überrascht; sind doch bereits fast volle drei Jahre verflossen, seitdem die „Tägliche Rundschau“ die posthumen Briefe der Kaiserin Augusta veröffentlicht hat. Natürlich haben dieselben, und wohl nicht bloß in

*) Dieser Brief ist die Antwort auf die von dem Redakteur des „Jewish Chronicle“ aus London vor etwa 6 Wochen hierher gerichtete Frage über die Junzstelle in dem Briefe der Kaiserin Augusta.

Die Argumentation, vermöge deren der oben angeführte Artikel von Dr. Fr. Lange sich sogar aus einer Fälschung ein Verdienst macht, falls sie nur einem von ihm für einen guten gehaltenen

Deutschland, das lebhafteste Interesse erregt. Aber an dem Streite der politischen Parteien, ob die Briefe echt oder gefälscht sind, sich zu beteiligen, dazu hat die Bunzstelle keinerlei Veranlassung gegeben. Hier zu Lande ist durch dieselbe niemand in seinem Glauben an Bunzens Treue gegen das Judentum berührt worden. Und auch heute würde mir ein Zeugnis für Bunzens Treue als eine Entweihung seines Andenkens erscheinen. Mit diesem ausdrücklichen Vorbehalt will ich gern Ihre Anfrage beantworten, und ich hoffe, Sie werden sich mit mir freuen, wenn die Bunzstelle vielleicht dazu beitragen sollte, der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, gleichviel welcher Partei sie zugute kommen mag. Noch bis auf diesen Augenblick ist es strittig geblieben, ob die Briefe der Kaiserin echt oder gefälscht sind. Die vielleicht gewichtigste Autorität in dieser Frage, Professor Schrader in Jena, „gesteht zu,*¹) daß im Falle der Fälschung dieselbe von einem außerordentlichen Geschick des Fälschers zeugen würde“ und „bis jetzt ist er weder von der Echtheit der Briefe vollkommen überzeugt, hat aber auch einen völlig triftigen Anhalt für die Unechtheit bis jetzt nicht ausfindig machen können.“

Der Brief der Kaiserin an Frau v. Bonin, aus dem Jahre 1882, ist gegen den Antisemitismus gerichtet. Die Kaiserin, welche sich dem bekannten „Strafurteile ihres Sohnes, des Kronprinzen“, über den Antisemitismus anschließt, bedauert von ihrem religiösen und kirchlichen Standpunkt ganz besonders, daß „der antisemitische Lärm die Befehrung der Juden verhindere“. „Weiß doch die Kaiserin aus ihrer Jugend, wie in den zwanziger und dreißiger Jahren, unter einer mit Herderschen und Hegelschen Ideen erfüllten Weltanschauung, sich viele angesehene Juden taufen ließen. Das Christentum übte auf alle intelligenten Bekenner der israelitischen Religion eine bezwingende Wirkung. Es bleiben mir die Stunden unvergeßlich, in denen ich mit Leopold Bunz religiöse Fragen besprach. Nicht viel fehlte, und er gab „die große Grille seiner Seele auf“. „Damit bezeichnete er seinen Entschluß, es anderen nicht nachzutun, die Christen geworden. Der Zug zum Christentum war ein gewaltiger geworden.“

Zur tatsächlichen Erläuterung sei nun Folgendes bemerkt:

¹) D. Schrader, Professor in Jena, „Augusta, Herzogin zu Sachsen, die erste deutsche Kaiserin“. Weimar 1890. S. 82 ff.

Zweck dient, ist zweifellos eine der kräftigsten Anwendungen des bekannten auf die Jesuiten zurückgeführten Grundsatzes, daß der Zweck das Mittel heilige. Ihr gegenüber ist hier jedenfalls noch ein

1. Den noch lebenden ältesten und vertrautesten Freunden Zunzens (unter denselben ein hochangesehenes Mitglied der Berliner Universität, das in Zunzens Hause von 1832 ab verkehrt hat) ist von einem Verkehr Zunzens bei Hofe absolut nichts bekannt, ebensowenig, daß Zunz je mit irgend einem Mitgliede der königlichen Familie eine Unterredung oder Begegnung gehabt hätte. Und für dieses negative Ergebnis ist gewissermaßen auch die direkte, positive Bestätigung vorhanden. Zunz hat in einem Tagebuch, überschrieben „Das Buch Zunz, künftigen ehrlichen Leuten gewidmet“, alle seine Erlebnisse, auch die kleinsten, insbesondere Begegnisse und Gespräche mit Personen, Bekanntschaften usw. verzeichnet und kommentiert. Von einer Begegnung mit der Kaiserin, oder Prinzessin Wilhelm, oder Prinzessin von Preußen oder irgend einem Mitgliede der königlichen Familie steht kein Wort in dem „Buch Zunz“.

2. Was auch weitere biographische Forschung über die Kaiserin*) und über Zunz immer noch an das Tageslicht fördern mag, — heute schon ist sicher, daß die Kaiserin in ihren Gesprächen mit Zunz von „der großen Grille seiner Seele“ nichts gehört hat. Ist doch diese Grille in der That nichts als eine Lesefrucht aus Heine, die in dem Briefe an Frau v. Bonin freilich absichtlich präpariert oder durch Mißverständnis verdorben erscheint.

In seinen „Denkwörtern über Ludwig Marcus“ (geschrieben 1844 in Paris) erwähnt Heine auch „des vortrefflichen Zunz, der in einer schwankenden Übergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte und trotz seines Scharfsinns, seiner Skeptik und seiner Gelehrsamkeit dennoch treu blieb dem gegebenen Worte, der großmütigen Grille seiner Seele.“ Zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem der „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“ (welcher von Zunz, Gans und Moser gegründet war, und dem auch Ludwig Marcus und Heine selbst angehört hatten) Schiffbruch erlitten hatte. Wie scharf er auch die egoistische Fahnenflucht von Gans,

*) Unmittelbar nach Veröffentlichung der Briefe an Frau v. Schöning und an Frau v. Bonin ist in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ die Echtheit der Briefe bezweifelt worden, weil an maßgebender Stelle briefliche Beziehungen zwischen der Kaiserin Augusta und den bezeichneten Persönlichkeiten unbekannt seien. Auch Professor Schrader bestätigt, daß derartige Zweifel an allen maßgebenden Stellen bestehen.

ernstes Wort am Platze. Ich erinnere daher wenigstens aus Freytags „Verlorener Handschrift“ an die ergreifende Abschiedsszene, in welcher der Held des Romans sich von seinem hochbegabten Schüler

der an der Spitze des Vereins gestanden, geißelt, — für Junzens Treue hat Heine, der seine eigene Taufe bald verleugnet, oder ignoriert, auch gar ironisiert, keine andere Erklärung als Großmuth, und diese qualifiziert er, vielleicht zu seiner eigenen Entlastung, eben als Grille!

Man sieht, in dem Briefe an Frau v. Bonin figurirt ein von Heine über Junz im Jahre 1844 abgegebenes Urtheil als ein Ausspruch Junzens über sich selbst, und dazu als ein ihm seit langen Jahren geläufiges Diktum! Hat dieses Quiproquo die Verwandlung der großmütigen Grille in die große Grille verschuldet? Konnte doch Junz selbst unmöglich von seiner eigenen Großmuth sprechen! Aber klingt nicht auch die „große Grille“ aus Junzens eigenem Munde noch absonderlich und unnatürlich genug, um den Verdacht bewußter Absicht bei ihrer Erfindung auszuschließen?

„Die große Grille seiner Seele“ hat in der That einen anderen Ursprung, der freilich nicht rühmlicher ist und nichts weniger als ihre Echtheit legitimiert. Wie und was Heine 1844 geschrieben, d. h. großmütige Grille seiner Seele und zwar ohne Anführungszeichen, — ist genau so in allen Heine-Ausgaben ohne Ausnahme und insbesondere auch in der kritischen Heine-Ausgabe von Karpeles zu lesen. Die „große Grille seiner Seele“ (und zwar mit Anführungszeichen) entstammt nicht einmal der primären Quelle, sie ist vielmehr das — obenein noch mißdeutete — Plagiat eines unglücklichen Schreib- oder Gedankenfehlers in Karpeles „Geschichte der jüdischen Literatur“ (Berlin 1886!). Dort heißt es (S. 1107) von Junz: „er ist in der Zeit der allgemeinen Fahnenflucht „der großen Grille seiner Seele“ treu geblieben“. Durch die Anführungszeichen ist der Abschreiber angeführt und verführt worden. Er hat „die große Grille seiner Seele“ für Junzens eigene Worte genommen und dieselben dahin interpretiert, daß „Junz selbst damit seinen Entschluß, es anderen nicht nachzutun, bezeichnete“. — Dabei freilich hat er übersehen oder auch nicht gewußt, daß Junzens Grille, geboren erst im Jahre 1844, in der Jugenderinnerung der Kaiserin einen gewaltigen Anachronismus bedeutet. Und wie die ganze Junzepisode, ist mit solchem Anachronismus auch ein Artikel behaftet, den die „Tägliche Rundschau“ zurzeit veröffentlicht hat — um die Echtheit der Briefe zu verteidigen. Derselbe ist speziell der Junzepisode gewidmet, knüpft zufälligerweise (?) auch an Karpeles Geschichte der

trennt, nachdem dieser unter die Fälscher gegangen war. In der gleichen Gefinnung hat der Historiker Simson in seiner Monographie über Pseudo-Isidor dem allerdings auffallend milden Urteil

jüdischen Literatur an und schöpft aus derselben. Die sogenannten „Massetaufen“, durch welche — nach einer übrigens gänzlich unbegründeten Legende — die Berliner Gemeinde die Hälfte ihrer Seelen verloren haben soll, beziehen sich auf die ersten dreißig Jahre nach dem Tode Mendelssohns, nicht aber auf die zwanziger und dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, auf welche die Kaiserin hinweist. „Die bezwingende Wirkung des Christentums“ in den zwanziger und dreißiger Jahren aus der Jugenderinnerung der Kaiserin hatte ihre Höhe bereits überschritten, als die Prinzessin Wilhelm nach Berlin kam. Beginnt doch schon im Anfange des dritten Jahrzehnts die Reaktion gegen den Abfall, und dieselbe ist außer von Gabriel Rießer nicht am wenigsten gerade von Leopold Zunz selbst hervorgerufen. Es darf nur hingewiesen werden auf seine (von der Zensur konfiszierte) Vorrede zu seinen berühmten „Gottesdienstlichen Vorträgen der Juden“ und ebenso auf seine (1837 veröffentlichte) das Selbstbewußtsein der Juden wieder erweckende Schrift über die „Namen der Juden“. Die Kaiserin Augusta lebte noch als Prinzessin Augusta in Weimar, als genau in der Mitte der Zwanziger „viele andere Christen wurden“, Zunz aber seine Treue gegen das Judentum bewährte, eben die von Heine als eine großmütige Grille qualifizierte Treue.

Vergebens sucht man vor 1844 in der ganzen Literatur von und über Zunz die Grille, und nach 1844 ist wieder jede Spur von ihr verschwunden. Was aber in Zunzens Leben die Grille bedeutet, welche ihn von der Taufe abgehalten, was er gedacht und gefühlt zur Zeit, als er treu blieb, während die anderen abfielen, das wissen wir am besten von ihm selbst aus einem Briefe an seinen Freund Wohlwill im Sommer 1824. Als die „Sündflut“ auch den Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden verschlungen hatte und er viele „in die christliche Notreligion“ sich flüchten sieht, „bleibt — nächst der Ergebung in das Gericht Gottes — die Beschäftigung mit dieser Wissenschaft sein Trost und Anhalt“. „Ich habe getan, was zu tun ich für meine Pflicht hielt. Weil ich gesehen, daß ich in der Wüste predige, habe ich aufgehört zu predigen, doch nicht um dem Inhalt meiner Worte treulos zu werden.“ Sapiienti sat . . . „Nichts bleibt den Mitgliedern, als, treu sich selber, in ihrem beschränkten Kreise zu wirken und Gott das Weitere zu überlassen.“ —

Das, geehrter Herr Redakteur ist meine Antwort auf Ihre Anfrage wegen

Hases das strengere gegenübergestellt: „Der Fälscher ist der Antihistoriker.“ Aber das moralische Urteil muß in diesem Falle noch viel schärfer ausfallen. Eine derart schlaue, aber auch derart gewissenlose Fälschung war in unserer Zeit wohl für undenkbar gehalten. Freilich haben auch die Fälschungen des Simonides, die Freitag als Urbild dienten, der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehört. Diejenigen Schapiras stammen sogar aus einer noch etwas späteren Zeit. Aber beide spielten „im dunklen Orient“. Daß in Berlin und so kurze Zeit nach dem Tode der Kaiserin Augusta ein so angesehenes Blatt, wie es die „Tägliche Rundschau“ schon damals war, so „düpiert“ werden konnte, dürfte einer späteren Zeit als unglaublich erscheinen, wenn nicht die Akten erhalten wären.

der Bunzstelle im Briefe der Kaiserin Augusta an Frau von Bonin. Ich habe meine Antwort nach bestem Wissen gegeben — ohne jede Rücksicht auf Personen oder Parteien. — Eine Fälschung, gleichviel aus welcher Absicht unternommen, wird gewiß am allerersten von den Verehrern der Kaiserin zurückgewiesen. Die Verehrung für Bunz wird durch keinerlei Fälschung irgendwie berührt. Ob die Antisemiten sich freuen, wenn der Brief gegen den Antisemitismus als gefälscht erkannt würde, ist ganz und gar gleichgültig. Die Juden sollen und wollen für ihr Recht kein falsches Zeugnis anrufen. Meine Antwort soll nichts sein, als eine durchaus tatsächliche Aufklärung über die bisher unbeachtet gebliebene Bunzepisode — und wenn durch Ihre Anfrage in der, weitere Kreise interessierenden Frage die Wahrheit zu ihrem Rechte kommen sollte, so dürfen wir uns im Geiste Bunzens darüber freuen.

Die „Tägliche Rundschau“ hat erklärt, daß in den Briefen der Kaiserin nur drei Veränderungen vorgenommen seien, die sich auf zwei Kommata und ein Semikolon beziehen. Im übrigen habe sie nicht die Echtheit zu beweisen, sondern der Beweis der Fälschung müsse erbracht werden.

Ist die Bunzepisode echt oder gefälscht?

Die Antwort auf diese Frage und damit zugleich auch das Urteil über die Echtheit der Briefe der Kaiserin Augusta sei berufeneren und kompetenteren Männern anheimgestellt!

Von dem Herausgeber persönlich war seit seinem Briefe an die „Senaer Zeitung“ auf die Kontroverse über die gefälschten Briefe nicht mehr eingetreten worden. Ebenso war nur da, wo die allgemeine geschichtliche Darstellung es geradezu erforderte, der Persönlichkeit der Kaiserin gedacht. Auch die mir heute gestellte Aufgabe hat mich lange abgeschreckt. Sie wäre vielleicht leichter zu erfüllen gewesen, wenn ich mich nicht — vom Standpunkt des rückblickenden Historikers aus betrachtet — in einer Zeit, die jetzt fast 40 Jahre hinter uns liegt, eines doppelten jugendlichen Versäumnisses schuldig gemacht hätte. Das eine liegt darin, daß die persönlichen Audienzen, welche ich in den Jahren 1867 und 1868 bei der damaligen Königin hatte, nicht in derselben Art wie bei ihrem Gemahl und ihrem Sohne unmittelbar nachher von mir zu Protokoll genommen worden sind. Gleich die erste Audienz vom 24. März 1867 hat kaum weniger lange gedauert, als diejenige vom 19. März bei dem König und die vom 21. März bei dem Kronprinzen. Aber während die beiden letzteren Unterredungen gleich nachher sorgfältig zu Papier gebracht worden sind, ist dies bei den Bemerkungen der hohen Dame nicht im Wortlaut geschehen. Doch habe ich immerhin so lebendige Eindrücke mitgenommen, daß dieselben sich wohl auch heute noch zutreffend fixieren lassen.

An jenes erste Versäumnis hat sich jedoch, wie ich mir heute selber gestehen muß, noch ein zweites angereiht. Es hätte sich nämlich, wie die Lage damals war, eigentlich geziemt, daß ich während des dreimaligen vierteljährigen Aufenthaltes in Berlin, welchen die Durcharbeitung des Bunsenschen Familienarchivs und die Redaktion der deutschen Ausgabe seiner Biographie erforderlich machte, mich in dem zu diesem Zwecke in dem Palais aufliegenden Buche eingetragen hätte. Denn die Königin interessierte sich, wie ich wiederholt erfuhr, für diese Biographie nicht minder lebhaft als die Königin Elisabeth, welche als eine Art „Gegengift“ die Herausgabe der Briefe ihres

hohen Gemahls an Bunsen durch Ranke veranlaßte. Ich wußte überdies, daß sie gerne über das, was mitgeteilt werden konnte, und was noch unberührt bleiben mußte, Näheres gehört hätte. Aber ich bin leider zur Erfüllung jener an sich so bequemen Formalität nicht gekommen.

Allerdings hat ja in jener Zeit noch niemand eine Ahnung haben können von denjenigen Dingen, welche bei der geschichtlichen Beurteilung der Königin seit dem Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen“ in den Vordergrund getreten sind. Aber das damalige Versäumnis bringt doch die Folge mit sich, daß ich mich nunmehr begnügen muß, auf die für eine allseitige Beurteilung der Kaiserin in Betracht kommenden Quellen anderer Art hinzuweisen. Immerhin muß aber zu diesem Behuf der Ausgangspunkt doch in der schon eben angeführten ersten Audienz genommen werden.

Leider stellt sich auch in meiner Erinnerung das gleiche an die Spitze, was nachmals durch Fürst Bismarck in den Mittelpunkt seiner Darstellung gerückt wurde. Denn schon damals sind in der Umgebung der Kaiserin die katholischen oder sagen wir korrekter die päpstlichen Anschauungen eifrig vertreten worden. Je mehr ich jedoch das dem Historiker hier gestellte psychologische Problem verfolgte, um so deutlicher ist es mir geworden, daß nicht nur, wie bereits bei der Untersuchung der „Gedanken und Erinnerungen“ angedeutet, zwischen dieser Atmosphäre ihrer Umgebung und den eigenen Zielen der hohen Dame unterschieden werden muß, sondern daß sich auch verschiedene Perioden in diesen Zielen selbst unterscheiden lassen. Nicht minder muß die Unterstützung der Werke katholischer Frömmigkeit von der Dienstbarkeit der Umgebung unter die päpstliche Politik und ihrer Untergrabung der altkatholischen Reformarbeit reinlich gesondert werden.

Zunächst also ein kurzes Wort über jene persönliche Erinnerung! Wie üblich, war es eine der Palastdamen, die den zur Audienz

Befohlenen empfing und nachher der erst später in das Audienz-zimmer hineintretenden Königin vorstellte. In diesem Falle ist es die Gräfin Hacke gewesen, dieselbe Dame, welche nachmals in die gleiche Lage kommen sollte wie ich, daß die Fälscher der der Kaiserin nach ihrem Tode untergeschobenen Briefe bald auf die eine bald auf den anderen den in beiden Fällen gleich falschen Schein fallen ließen, daß sie für die Authentie derselben einständen.

Es unterliegt für mich noch heute keinem Zweifel, daß Gräfin Hacke, wie gewiß auch in anderen ähnlichen Fällen, sich darum bemüht hat, den jungen Besucher über dasjenige zu instruieren, was ihrer Meinung nach ihre Herrin besonders gerne hören werde. Sie begann nämlich damit, mich zu beglückwünschen, daß ich in Jerusalem gerade am Osterfest gewesen wäre. Ein Aufenthalt zu dieser heiligen Zeit in der heiligen Stadt sei doch eigentlich das Höchste, was einem Menschen vergönnt sein könne. Ihr persönlich sei es immer ein besonderer Wunsch gewesen, einmal zur Osterzeit in Rom verweilen zu können. Sie betonte dabei speziell die „rührenden Zeremonien“, die wir Protestanten leider nicht in ihrem vollen Werte zu würdigen verständen.

Gräfin Hacke hat einer evangelischen Familie angehört, ist aber — im Unterschied von der anderen Palastdame, der Gräfin Oriola — wegen ihrer katholisierenden Neigungen bekannt gewesen. Sie hat dieselben u. a. auch im Verkehr mit einem katholischen Militärpfarrer bekundet, welcher während der Kriegszeit wiederholt im Coblenzer Schloß empfangen wurde, und mit welchem Gräfin Hacke auch später noch im Briefwechsel blieb (dem nachmaligen Berner und Lausanner Professor Görgens). Auch in den Mitteilungen von Monsignore Galimberti über den ihm zuteil gewordenen lebenswürdigen Empfang durch die Kaiserin wird Gräfin Hacke wegen ihrer besonderen Freundlichkeit namentlich angeführt. Als erste Ursache ihrer Vorliebe für den Katholizismus galt eine persönliche Neigung zu einem aus einer eifrig katholischen Familie

stammenden Edelmann (wenn ich nicht irre einem Grafen Boos),*) der selber gestorben war, dessen Andenken sie aber in jener Begünstigung römisch-katholischer Interessen gepflegt haben soll.

Die vorhin erwähnte Instruktion, wie sie mir wenigstens alsbald erschien, hat naturgemäß bei einem naiven jungen Manne die entgegengesetzte Folge haben müssen. Ich nahm mir sofort instinktiv vor, wenn die Rede wirklich auf das Jerusalem Osterfest kommen sollte, nun auch nichts zu verschweigen von jenen alle Religion schändenden Szenen in der Grabeskirche, die seither durch so zahlreiche Schilderungen sprichwörtlich geworden sind, damals aber nur einem kleinen Kreise wirklich bekannt waren. Und ich habe, wie ich mich genau entsinne, diese Absicht auch durchführen können.

Noch in einer anderen Beziehung ist mir eine Gegenfährlichkeit gerade in den Grundanschauungen in Erinnerung geblieben. Allerdings kann ich nach so vielen inzwischen verlaufenen Jahren nicht mehr mit Bestimmtheit konstatieren, ob sie in der ersten oder zweiten Audienz zutage trat. Das erste ist deshalb möglich, weil die Königin wahrscheinlich am Abend vorher bei Legationsrat Meyer Erkundigungen eingelesen hatte und deshalb ebenso wie der König und der Kronprinz die Rede auf Bunsen brachte. Andererseits ließ die Überreichung des ersten Bandes von dessen Biographie vor der zweiten Audienz von selbst die Rede auf diesen kommen. Im Grunde ist dieser Punkt aber untergeordnet: der mir fest in Erinnerung gebliebenen Tatsache gegenüber, daß ich durch eine Frage der Königin über Bunsen sofort an die gerade in Jerusalem und Ägypten gelesenen berühmten Werke „Gott in der Geschichte“ und „Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte“ erinnert wurde, daneben aber in besonders warmen Worten von der gewaltigen Wirkung der (gleichzeitig gegen Ketteler und Stahl gerichteten) „Zeichen der Zeit“ sprach. Da hat die

*) Ob Graf Boos-Waldeck, der Vorgänger des Grafen Nesselrode als Oberhofmeister, oder ein anderer, ist mir nicht bekannt, gilt aber orientierten Personen als wahrscheinlich.

hohe Frau — so häufig und so gerne sie sonst mit Bunsen zusammen gewirkt hatte — ersichtlich einen ihr nicht angenehmen Eindruck empfangen. Denn ihre Antwort wollte Bunsens Verdienst lieber überall anderswo sehen. Es frappierte mich, daß sie zum Zweck der Hervorhebung dieser anderen Verdienste gewissermaßen etwas herumfuchte, um schließlich seine ungewöhnliche Sprachengabe in den Vordergrund zu stellen.

Eine dritte Erinnerung bezieht sich darauf, daß ich, von den Gedanken Rothes ausgehend, das Zurücktreten der Kirche im Kulturleben auseinandersetzte. Ich erwähnte dabei wohl die spezielle Tatsache, daß die Studierenden der Theologie sich je länger je weniger aus dem gebildeten Mittelstand rekrutierten. Die Königin wollte diese Tatsache nicht gelten lassen, meinte vielmehr, daß die gleiche Erscheinung sich auch bei den anderen idealen Berufsarten beobachten lasse. Auf diesen Punkt gekommen, fügte die hohe Frau nun ihrerseits längere Erörterungen bei. In den Bismarckschen Erzählungen findet sich mit Bezug auf die Art ihrer Unterhaltung die etwas boshafte Bemerkung, sie habe für die erhaltenen Aufklärungen zu danken gepflegt, obgleich sie den anderen Teil kaum habe zu Worte kommen lassen. Es mag dieser Beobachtung wohl die Tatsache zugrunde gelegen haben, daß die Königin es besonders liebte, mit geistreichen Männern zu verkehren, und daß sie bei diesem Verkehr unbewußt dazu kam, die Dinge, die sie selber von dem einen mit Interesse gehört, einem anderen weiter zu geben. Persönlich habe ich in der That das Gefühl gehabt, die Vorlesung eines ungewöhnlich redengewandten Professors zu hören.

Was an jenem Gerede überhaupt Richtiges ist, mag dahingestellt bleiben. Wer die damalige öffentliche Meinung über die Königin darstellen will, darf jedoch auch an etwa irrtümlichen Erzählungen über sie nicht vorbeigehen. Denn es kommt für die Zukunft doch besonders darauf an, was für eine öffentliche Meinung sich zu verschiedenen Zeiten über die persönliche Stellung der Fürstin

gebildet hatte, und inwiefern diese wechselnden öffentlichen Meinungen vielleicht insgesamt einer Korrektur bedürfen. Und jene Äußerlichkeiten betreffen doch sicherlich untergeordnete Dinge: dem Hauptpunkt gegenüber, daß die Fürstin in jener früheren Zeit vorzugsweise als die Vertreterin der liberalen, fortschrittlichen Ideen angesehen wurde. Es sind gleich unverdächtige Zeugnisse, wenn Herr v. Roon um dieses liberalen Renommées der Mutter willen die Stellung als militärischer Erzieher des Sohnes ausschlug, und wenn Herr v. Bernhardt berichtet, daß die Prinzessin von Preußen das Ministerium der neuen Ära als „ihr Ministerium“ bezeichnet habe. Jene liberalen Ideen gaben überdies in jener Zeit gerade in den höheren Kreisen Anspruch darauf, daß ihren Vertretern besondere geistige Bedeutung zugesprochen wurde. Daß die Kaiserin aber auch ohnedem zu den geistig begabtesten Fürstinnen des 19. Jahrhunderts gehörte, steht außer Zweifel.

Neben den persönlichen Äußerungen, die die Königin bei jener ersten Audienz machte, hat mir auch die (in der Aufzeichnung über die dortige Audienz bei dem Könige mit erwähnte) zweite Audienz in Baden-Baden Anlaß geboten, die hohe Dame als liebenswürdige Wirtin kennen zu lernen. Wir haben bei diesem Anlaß zweifellos ebenfalls eine längere Unterredung über Bunsen gehabt, die sie mit den Worten schloß: „Nun, die Sache ist ja in guten Händen.“ Gerade dies letzte Wort, das sie bei dem schließlichen Privatgespräch an mich richtete, hat mir stets als Beleg dafür erscheinen dürfen, wie ernstlich sie sich bemühte, den von ihr empfangenen Personen, so wenig dieselben auch in der „Gesellschaft“ in Betracht kommen mochten, sich persönlich liebenswürdig zu erweisen. Die neuerdings in Scribners Magazin erschienenen Erinnerungen Bancrofts aus seiner Berliner Zeit haben diesen Charakterzug ebenfalls hervorgehoben. Bancroft findet darin zugleich einen Beweis dafür, daß die Königin sich zu jeder Zeit und an jedem Orte der hohen Verantwortung bewußt war, welche ihr der fürstliche Beruf auferlegte.

Bei späterem Rückblick auf meinen dreimaligen längeren Aufenthalt in Berlin muß ich, wie schon oben angedeutet, nachträglich mich selber beschuldigen, eine schuldige Rücksicht versäumt zu haben. Immerhin sind es gute Gewährsleute, auf deren Mitteilungen mein Urteil sich in diesem Falle aufbaute. Aus den früheren Jahren hat die damals als Hofdame fungierende geistvolle Frau von Bülow (geb. Gräfin Bülow-Dennewitz, Stiefmutter von Hans von Bülow); aus den späteren Gräfin Oriola, die ebenso geist- als charaktervolle Palastdame, in wochenlangem Verkehr auf Schloß Löbichau gerne berichtet. Die Besitzerin Löbichaus (Frau von Boyen), die viele Monate in Coblenz die Haus- und Tischgenossin der Prinzessin gewesen war, und nachmals eine Reihe von Jahren mit ihr in intimem (mündlichem und schriftlichem) Verkehr gestanden hatte, hat es sich, so oft ich seit dem Jahre 1867 mit ihr verkehren durfte, zu einer speziellen Aufgabe gemacht, meine historische Sachkenntnis und Urteilsfähigkeit zu mehren.

Auf die Erzählungen von Georg von Bunsen und seiner Tochter Marie, welche über die ganze Zeit von 1848—1890 sich ausdehnen, ist bereits in dem „Nachtrag“ zu I, A und dem „Anhang“ zu B, II Bezug genommen. Aber auch den Legationsrat Meyer habe ich in jener Zeit häufiger gesehen und u. a. seine poetische Verwertung der Entdeckung des Hildesheimer Silberschatzes kennen gelernt. Auch mit dem Kabinettssekretär Johannes Brandis und dem früheren badischen Minister v. Roggenbach (welcher in der gleichen Zeit fast jede Woche im kleinen Kreise eingeladen wurde) habe ich u. A. ein in hohem Grade angeregtes Symposium gefeiert, habe ersteren auch wohl in seiner Privatwohnung im königlichen Palais besuchen dürfen. Von seiner persönlichen Anschauung hat der ihm nahestehende Curtius bezeugt (S. 624), er sei „feindlich gegen alles Christliche gewesen“. Da Brandis überaus vorsichtig in seinen Äußerungen war, kann ich über seine innerste Anschauung kein Urteil abgeben. Aber die Beobachtung von Curtius würde sich einfach aus dem Widerwillen gegen die neu

eingerrissene „Heuchelei und Scheinheiligkeit“ erklären lassen, die gerade Brandis tagtäglich wahrnehmen konnte.

Es ist schon oben bemerkt, daß in den sechziger Jahren die vorherrschende Meinung jedenfalls mehr einen liberalen als einen klerikalen Zug in der Anschauungsweise der Königin voraussetzte. Dagegen ist es mehr und mehr ein wirkliches Verhängnis für ihr Andenken geworden, daß die seit dem Bismarckschen Werke weiter eröffneten Quellen immer ausschließlicher die klerikalen Neigungen in ihrer Umgebung enthüllt haben. Die Mitteilungen des Grafen Fred Frankenberg aus dem französischen Kriegsjahr über die ihm von der Königin gegebenen Aufträge an den Bischof Dupanloup, sowie die Enthüllungen des Nuntius Galimberti über seine Aufnahme seitens der hohen Dame sind ebensoviele Bestätigungen der Bismarckschen Auffassung. Daß die Biographie der Kaiserin einer so tendenziös „katholischen“ Schriftstellerin wie der Baronin Euphemia v. Adlersfeld (geb. Gräfin Ballestrem) anvertraut wurde, hat den von dem Fürsten beklagten Charakterzug abermals um so schärfer heraustreten lassen. Das gleiche gilt von den weiteren — zweifellos zuverlässigen — Beiträgen des Generalobersten v. Loë. Fügen wir bei, daß gerade diejenigen Persönlichkeiten, welche die längste Zeit hindurch des vertrautesten Verkehrs gewürdigt wurden, einstimmig darin waren, daß jene konfessionellen Einflüsse im Laufe der Zeit immer mächtiger geworden sind.

In den großen Jahren des nationalen Aufschwunges von 1867 bis 1870 erschienen jedoch diese Dinge immerhin noch als untergeordnet. Auch die Königin, so sehr sie dem Krieg von 1866 widerstrebt hatte, erkannte doch in den großen Erfolgen die Erfüllung der nationalen Bestrebungen, an deren Vorbereitung sie eifrig mitgearbeitet hatte. Sie empfing gerne die Mitglieder der liberalen Fraktionen, in welchen damals noch katholische, protestantische und jüdische Elemente ungetrennt zusammen arbeiteten. Alles, was deutschnational war, schien in der Enkelin Karl Augusts eine besondere Stütze zu haben.

Eine gewisse Vorliebe hat sie wohl für die Fraktion Bockum-Dolffs gehabt, deren Stellungnahme in der Militärfrage von dem König wiederholt besonders schmerzhaft empfunden wurde.

Es ist ein psychologisch nicht uninteressantes Problem, wie sich der Umschlag aus der nationalen und liberalen Anschauung in die Begünstigung der päpstlichen Politik vorbereitet hat. Man hat später nicht ohne Grund von der „Coblenzer Atmosphäre“ gesprochen. Diese Atmosphäre wird aber verhältnismäßig früh in Betracht zu ziehen sein. Seit dem Verbleib der vor der Revolution geflüchteten französischen Emigranten war die Residenz der Trierer Bischöfe ein Lieblingsitz katholischer Adelsfamilien geblieben. In ihrem Kreise hat sich auch die Prinzessin von Preußen von dem Beginne ihres Aufenthalts in Coblenz an mit Vorliebe bewegt. Sie hat zweifellos (wie schon in den obigen „Randglossen“ betont wurde) eine persönliche Lebensaufgabe darin gesehen, diese bis dahin noch nicht mit dem preussischen Staat und seiner Dynastie ausgeföhnten Kreise für die Dynastie zu gewinnen.

Wir folgen in dieser Auffassung u. A. auch den Darlegungen des schon in den Anfängen der Coblenzer Zeit der damaligen Prinzessin persönlich nahe getretenen späteren Abgeordneten Georg von Bunsen. Seine brieflichen Mitteilungen sind bereits oben mehrfach zur Sprache gekommen. Es lassen sich damit aber noch die bald nach dem Tode der Kaiserin von ihm in der „Nation“ (1889/90 Nr. 17) herausgegebenen „Erinnerungen an die Kaiserin Augusta“ verbinden. Im Anschluß daran hat seine Biographin sich zu einer kritischen Ausführung über die falschen Eindrücke, die die Leser der „Gedanken und Erinnerungen“ bekommen, veranlaßt gesehen. Wir glauben dieselbe — als die erste derartige kompetente Kritik — hier im Wortlaut aufnehmen zu sollen:

„Bis an ihr Ende hat ihn die hohe Frau durch Vertrauen geehrt; er stellte sie sehr hoch, widersprach immer auf das schärfste manch oberflächlichem Urteil über diese so wenig gekannte Fürstin.

Erst durch die Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“ hat unsere Zeit erfahren, eine wie große Rolle sie damals spielte, wie viel die Reaktionäre von ihr befürchteten, die gemäßigt Liberalen von ihr erhofften, daß man in weiten Kreisen annahm, sie werde dereinst ihren Mann beherrschen! . . . Aber wie einseitig ist dieses Bild! Vielleicht fehlte das Interesse, vielleicht diese besondere subtile Faser, auch hatte er Wichtigeres vor. So zeigt das Bild falsche Umrisse, falsche Farben, falsche Werte. Wie oberflächlich ist z. B. die Herleitung ihrer antirussischen Gesinnung, ihrer Sympathieen für französische und englische Kultur; da spielten doch ganz andere Faktoren herein. „Die Fähigkeit Menschen zu bewundern ist in mir nur mäßig ausgebildet, und es ist vielleicht ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist.“ Dieses wichtige Bismarcksche Geständnis (Ged. u. Er. I. 156) darf bei wenigen seiner Charakteristiken übersehen werden; auch nicht bei dieser. So suchte er nach kleinlichen Motiven, ja nach unedlen Beweggründen, begriff anscheinend niemals, daß ethische Grundsätze, daß politische Auffassungen diese Frau zu seiner Gegnerin machten. Wohl mag eine persönliche Abneigung mitgespielt haben, hegte Wilhelm I. diese ja lange seinem Minister gegenüber, wohl mögen gewisse Schwächen zuzurechnen sein. Wie oft geht denn ein Exempel ganz ohne diese auf? Aber sie war eine ernstdenkende, sorgfältig erwägende Frau, und ihre Opposition während der sechziger Jahre beruhte nur auf demselben politischen Irrtum, den so viele andere gewiegte und erfahrene liberale, wie konservative Politiker begingen. Allerdings erscheint sie, wie Bamberger im Bismarck-Posthumus treffend bemerkt, auch trotz der verzerrten Zeichnung vielen Kreisen zum erstenmal bedeutend, aber eine Richtigstellung wäre doch erwünscht. Die offizielle Heiligsprechung ist ebenso unhistorisch. Es leben noch manche, die sie gut gekannt haben, und zwar nicht nur die Kaiserin, nicht nur die Königin, sondern vor allem die geistig weit höher stehende Prinzessin von Preußen. Wird

dieser immerhin kleine Kreis Aufzeichnungen hinterlassen, werden die kommenden „geschichtlichen“ Geschichtsschreiber die wahren Züge dieser ungewöhnlich komplizierten Frau entziffern können? Sie barg manche Widersprüche in sich, Fehler und Vorzüge waren eng verwachsen, aber niemals verleugnete sich ein edles, hoffnungsvoll auf das höchste gerichtetes Streben, ein strenges Gefühl der persönlichen Verantwortung. Nicht lange vor ihrem Ende schrieb mein Vater an Herrn von Behr: „Selten hat eine Frau so ungeheuer gearbeitet, mit solcher Überwindung, mit solchem Pflichtgefühl — und so wenig Dank geerntet. In Liebe sei's gesagt — keine einfache Natur! Zu beklagen — und zu bewundern.“ Sie gehört zu den gleichzeitig guten und hervorragenden Frauen; in Deutschland besitzen wir deren nicht so viele, daß es sich nicht lohnen sollte, der ersten Kaiserin mit dankbarem Verständnis zu gedenken. Vielleicht werfen einige Briefstellen ergänzende Lichter, nicht nur auf diese Fürstin, sondern auch auf den Coblenzer Kreis und auf dessen Atmosphäre. Eines wird auch daraus hervorgehen; so oft setzte man beim Kronprinzlichen Paar exotische Beeinflussungen voraus. Wilhelm I. ließ die Anschauungen jener rheinischen Jahre fallen, der Kronprinz blieb ihnen treu, blieb, was Gefinnungen, Freunde, Grundsätze anbetrifft, „in dem, was seines Vaters war“.

Neben diesem längeren Exkurs lohnt es sich, am gleichen Ort auch noch die weiteren Erzählungen über Georg von Bunsens Verkehr mit der Kaiserin zu vergleichen. So über den Empfang in Coblenz im Jahre 1872, wo damals General von Goeben „täglicher Gast“ war (S. 249); sowie über die lange Unterredung 1875 nach dem Tode des Kabinettssekretärs Johannes Brandis (S. 271/72).

Es wird einer späteren Zeit vorbehalten sein, den Widerspruch zwischen der ursprünglichen liberalen und der späteren klerikalen Haltung der Kaiserin zu erklären. Handelt es sich um eine Umstimmung in der hohen Dame selbst? Welcher Art war in diesem Falle der Nährboden, aus welchem die Handlungen ihres Alters hervorsproßten?

Wir können heute nur diese Frage möglichst scharf formulieren. Zu einer allseitigen Beantwortung müßten obenan die zahlreichen zeitgenössischen Parallelen mit anderen fürstlichen Damen daneben gestellt werden. Sodann dürfte es sich nicht minder darum handeln, in der früheren Urteilsweise die Keime der späteren aufzusuchen, beispielsweise in ihren Klagen über die wachsende Vergnügungssucht der Berliner, wovon Bunsen 1875 berichtet. Ob nicht bei der Beurteilung dieser an sich unzweifelhaften Tatsache der gleiche Einfluß Kögels in Betracht kommt, der die Haltung der Kaiserin im Sydow'schen Prozesse bedingte? Ob nicht aber zugleich auch schon damals anderes mitgespielt hat? Wer aus einer befriedigten Stimmung und einer befriedigenden Tätigkeit herausgedrängt worden ist, kann ja nicht anders als die Lücke schmerzlich empfinden. Wie vortrefflich aber haben die Emissäre der Propaganda gerade in den höchststehenden Kreisen und gerade im 19. Jahrhundert solche Empfindungen zu verwerten verstanden.

Es sind dies alles Fragen, die nur unter interkonfessionellen Gesichtspunkten beantwortet werden können. Für den allgemeineren Hintergrund der Personalien läßt sich nunmehr auf den gleichzeitig erscheinenden fünften Band meines Handbuchs verweisen. An dieser Stelle ist dagegen noch ein kurzes Wort am Platze über die bisherigen „authentischen“ Geschichtsquellen über Kaiserin Augusta.

Unter den nach dem Tode der Kaiserin erschienenen Nekrologen finden sich die zutreffendsten Daten in der kleinen Schrift ihres (an Johannes Brandis Stelle getretenen) Kabinettssekretärs B. von dem Kneesebeck (Kaiserin Augusta. Breslau 1890). Aber auch die schon bei der Kontroverse über die gefälschten Briefe mehrfach erwähnte Biographie Schraders (Weimar 1890) enthält lauter authentisches Material. Sie ist von dem Großherzog Karl Alexander unter diesem Gesichtspunkt genau geprüft worden. Ihr Hauptwert liegt in der Behandlung der Weimarer Zeit, wo neben den vertrauten Be-

ziehungen Goethes zu der Prinzessin besonders der Nachlaß ihres Lehrers Hand in Betracht kommt. Von den Briefen der Prinzessin an Bunsen ist wenigstens das besonders charakteristische Schreiben vom 6. März 1849 zum Abdruck gekommen (S. 33). Auch der englischen Reise von 1851 ist unter Abdruck der vorher und nachher geschriebenen Briefe vom 22. April und 25. Juli näher gedacht (S. 76). Von dem höchsten psychologischen Interesse ist der eingehende Brief an einen Jugendfreund des Kronprinzen (v. Zastrow S. 79).

Der Schwerpunkt bei der Charakteristik der Fürstin liegt auch bei Schrader auf ihrem immer regen Wohltätigkeitsfönn. Derselbe tritt schon bei ihren unermüdbchen Bemühungen um die Genfer Konvention Henri Dunants zutage (S. 49); sodann in ihrer Tätigkeit während der Kriegsjahre 1870/1 (vgl. das Gespräch mit Stephan S. 54); vornehmlich aber in ihrer Begründung des vaterländischen Frauenvereins. Obenan sind es die sachmännischen Reden von Virchow und Bergmann (S. 64), die auch in Zukunft stets in Betracht kommen werden.

Noch eine dritte, bald nach dem Tode der Kaiserin erschienene erschienene Schrift wird nicht vergessen werden dürfen. Derselbe General Gneomar Ernst von Ratzmer, der die bedeutsamsten der Coblenzer Briefe des Prinzen erhielt, hat auch diejenige Episode aus seiner Jugendzeit, die für alle Beteiligten tragisch verlief, durch authentisches Material aufgehell. Seine Schrift „Kaiser Wilhelm I., die Prinzess Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta“ (Berlin 1890) ist auch mit Bezug auf die letztere von bleibendem Wert.

Im Mittelpunkt für das geschichtliche Verständnis dessen, was unser erster Kaiser und unsere erste Kaiserin seit ihrer Verbindung für einander gewesen sind, wird jedoch stets die volkstümliche Biographie des Kaisers von v. Duden bleiben. Die in ihr enthaltenen Briefe und Telegramme des Kaisers aus dem großen Kriegsjahre sind ein wirklicher Schatz für die nachfolgenden Geschlechter.

Der Bedeutung der Biographie Rögels für seine Beziehungen zur regierenden Familie ist in meinem Handbuch spezieller gedacht. Aber auch die Biographie Emil Frommels von Theodor Kappstein (Berlin 1906) ist überaus reich an intimen Daten aus dem Leben des Kaisers, und auch die Kaiserin tritt mehrfach hervor. Doch hat der (keine Rivalen duldende) Einfluß Rögels Frommel so wenig wie einem anderen Prediger persönliche Berührungen vergönnt. Es wird im Gegenteil ausdrücklich konstatiert, daß er „der Fürstin, deren mit den Jahren zunehmende katholisierende Neigungen; ihm nicht sympathisch waren, kaum im Leben nahe getreten war“. Dagegen stimmt es zu dem in unseren „Randglossen“ hervorgehobenen Bestreben der Kaiserin, wohltätige Anstalten jeder Konfession mit gleicher Liebe zu umfassen, daß das „Augustahospital“ als ihre Lieblingserschöpfung bezeichnet und sie als die „hingebende Gönnerin“ desselben bezeichnet wird. Dort hat denn Frommel der Kaiserin die Gedächtnisrede gehalten (S. 441), die die zutreffendste unter den bei diesem Anlaß veröffentlichten geistlichen Reden genannt werden darf. Als das „leuchtende Diadem auf der Kaiserin Haupt“ bezeichnet er „ihren freudvollen getrosten Mut, ihr geduldiges Herz, die betenden Lippen und die offene milde Hand“. Daneben verdient noch die Ausführung über ihr stets reges Pflichtgefühl um so mehr herausgehoben zu werden, da dasselbe bereits mehrfach als der grundlegende Charakterzug der Kaiserin bezeichnet wurde:

„Ich mußte immer in ihrem Anschauen an jenes englische Mädchen denken, das sich zu Bette legte mit dem Worte, das sie gelesen: *Life is beauty*, Leben ist Schönheit, in deren Träumen aber sich das Wort verlor und am Morgen sich wandelte in das viel höhere: *Life is duty*, Leben ist Pflicht. Das bezeichnet unsere heimgegangene Kaiserin. Pflicht, aber nicht tote, starre Pflicht, sondern von der Liebe getragen; Liebe, aber nicht als aufblühende Flamme, sondern von der Pflicht beseelt. So hat sie die Zeit ausgekauft. Weil sie keine Zeit hatte, darum hatte sie zu allem Zeit. Immer

den Augenblick erfassend und was not war mit klarem Auge erkennend, nie etwas halb tuend, sondern brennend im Geist und ganz bei der Sache, welch ein Vorbild für unsere deutsche Jungfrauen- und Frauenwelt, die so oft in tatenloser Ruhe ihre Zeit in geschäftigem Müßiggang verbringt, die nicht weiß, was sie tun soll, und vor lauter Zeit zu nichts Zeit hat."

Je mehr diejenigen Persönlichkeiten, welche während der chaotischen Zustände der Revolutionszeit den Kopf über Wasser hielten, zuverlässige Biographen erhalten, um so sicherer ist zu erwarten, daß das Bild der Prinzessin von Preußen jedesmal heller beleuchtet werden wird. In besonderem Maße ist dies schon heute in „Ludolf Langhausens Leben, nach seinem schriftlichen Nachlaß dargestellt von Anna Caspary“ (Stuttgart 1906) der Fall. Es sind hochinteressante Daten, welche hier über die parlamentarischen Verhandlungen mit Bezug auf die Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England (5. und 6. Juni und 20. Juni) mitgeteilt werden. In Verbindung mit dem Versuch der Opposition, den Revolutionskämpfern einen offiziellen Dank aussprechen zu lassen, hat die Energie Camphausens auch in jener Frage seinen Rücktritt zur Folge gehabt. „In dieser Zeit hat sich das Freundschaftsband zwischen ihm und der Prinzessin fürs Leben geknüpft.“

Es ist nicht zu viel mit diesen Worten gesagt. Zumal während des Erfurter Parlaments hat Camphausen „in lebhafter, ja freundschaftlicher Fühlung“ mit der Prinzessin gestanden. Von da an hat eine „beständige Verbindung mit Prinz und Prinzessin“ (ähnlich wie mit Bunsen) bestanden. In der neuen Ära wurden er und sein Bruder Otto zu Mitgliedern des Herrenhauses ernannt.

Die aufrichtig liberale Gesinnung Camphausens hat ihn nicht verhindert, früher als die Mehrzahl seiner Parteigenossen die Größe Bismarcks anzuerkennen. Belege dafür liegen schon aus dem Jahre 1864 vor. Da das der Ergänzung ganz besonders bedürftige Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen“ über die Danziger Episode auch

von einer der Königin damals eingereichten Denkschrift Camphausens (vermutungsweise) redet, so stehen wir auch hier vor einem der geschichtlichen Probleme mit Bezug auf jenen Höhepunkt des inneren Konflikts, welche noch näherer Aufhellung bedürfen. Dagegen ist so viel sicher, daß das Vertrauensverhältnis der hohen Frau zu dem treuen Manne bis zum Tode gedauert hat. Die rührendsten Briefe bei dem Verlust seiner Söhne hat ihm die Prinzessin von Preußen geschrieben.

F. Aus dem Leben der Kaiserin Friedrich.

Die in der ersten Abteilung veröffentlichten Briefe des Prinzen Albert haben, wie schon oben bemerkt, in den Korrekturbogen seiner hohen Tochter vorgelegen. Über den dieser Veröffentlichung vorhergehenden und nachfolgenden persönlichen Verkehr wird weiter unten berichtet werden. An dieser Stelle geben wir zunächst einfach den zu ihrem 60. Geburtstage von der Redaktion der Deutschen Revue erbetenem Begrüßungsartikel, nur unter Weglassung der einleitenden Worte, die sich auf die schwere Erkrankung der Kaiserin und die momentan wieder (durch die Abreise ihres kaiserlichen Sohnes) geweckte Genesungshoffnung bezogen.

Der Artikel selbst bezieht sich zunächst noch einmal zurück auf den vorhergegangenen „Aus dem Briefwechsel zwischen Prinz Albert und Bunsen“, um dann von dem Vater auf die Tochter überzugehen.

Zum 60. Geburtstage der Kaiserin Friedrich.

(21. November 1900.)

Verbergen wir uns auch heute nicht, wie schwierig die Stellung eines so echt deutsch fühlenden Fürsten wie des Prinzen Albert in seinem zweiten Vaterlande gewesen ist! In Großbritannien ist es erst allmählich erkannt worden, wie überaus groß die Verdienste

eines Mannes, der nicht nur sich selber, sondern auch seinen Namen zurückzustellen verstand, in Wirklichkeit waren.*) In Deutschland hat leider kein Geringerer wie Treitschke die Denkschriften des Jahres 1847, welche, wenn in Berlin beachtet, die Gefahr der Revolution hätten voraussehen lassen, übel mißdeutet. Erst die wörtliche Mitteilung derselben (im Augustheft 1897) hat dieser Mißdeutung, die auf Unkenntnis des Zusammenhangs fußte, ein Ende gemacht.

Der geschichtlichen Würdigung ihres hochbedeutenden, leider nur zu früh seiner gesegneten Wirksamkeit entrückten Vaters ist das Interesse der Tochter von jeher zugewandt gewesen. Erst neuerdings durfte das Lebensbild Georg von Bunsens — von seiner eigenen hochbegabten Tochter —, das gottlob nicht bloß im „Lager der Besiegten“ zahlreiche sympathische Leser gefunden hat, darüber berichten.**)

*) Es lohnt sich noch immer, den nach dem „Tod des Prinz-Gemahls von England“ von G. Freytag geschriebenen Nachruf zu vergleichen (Ges. Werke XV, S. 235 ff.).

**). Das fast gleichzeitige Erscheinen der Biographien des Parlamentariers v. Bunsen, des Generaladjutanten v. Boyen und des Geheimrats Abeken läßt es zugleich deutlich zutage treten, daß dem künftigen Forscher mit Bezug auf die große Zeit der Begründung des Deutschen Reichs noch zahlreiche Aufgaben gestellt sind, zu deren Klarstellung hier wohl eine anmerkungswürdige Einschaltung gestattet sein wird. Auf lange hinaus wird jede Darstellung dieser gewaltigen Epoche in Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ einsetzen müssen. Er wird ebenso der Mittelpunkt bleiben, wie Luther für die Reformationszeit. Aber weder das eine noch das andere Mal ist die wirkliche Geschichte das Werk eines einzelnen Menschen gewesen. Wer die Triebkräfte der Geschichte kennen lernen will, muß die zusammenwirkenden Kräfte auch zusammen schauen.

So behandeln beispielsweise gerade die drei obengenannten Werke gewissermaßen repräsentative, typische Erscheinungen. Sie repräsentieren (wie wir demnächst in einigen auf persönlicher Erinnerung beruhenden Ergänzungen näher nachzuweisen hoffen) drei verschiedene, aber gleich unentbehrliche Seiten der allseitigen Arbeit jener mächtig aufstrebenden Zeit. In den grundlegenden Jahren von 1866 bis 1878 hat Georg Bunsen, ähnlich wie sein Freund v. Fordenbeck,

welchen nachmals die Leser der „Deutschen Revue“ den Gewinn gezogen haben, welchen aber Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich schon früher ihre besondere Teilnahmen gewidmet hatte. Aber das Interesse der hohen Frau ist nicht minder jenen anderen hochinteressanten Tatsachen zugewandt gewesen, welche schon frühe das enge Band zwischen ihren Eltern und ihren Schwiegereltern geknüpft haben, und welche überdies die Grundanschauung unsers großen Kaisers in der bedeutungsvollsten Weise beeinflussten.

Es dürfte wohl am einfachsten sein, die verschiedenen — in der „Deutschen Revue“ nach gleichzeitigen Bildern geschilderten — Reisen des Prinzen von Preußen nach England hier chronologisch zusammenzustellen. Es ist zunächst diejenige von 1844, welche durch

einerseits mit dem Kronprinzen, andererseits mit dem Fürsten Bismarck positiv zusammenzuarbeiten vermocht. Der treue Generaladjutant des großen Kaisers (v. Bohn) hat demselben in den schwersten Tagen der Jahre 1848 bis 1850 in derselben Weise zur Seite gestanden wie bei Königgrätz und Sedan. Und der ebenso hochbegabte, wie selbstlose Gehilfe des Kanzlers bei den entscheidendsten politischen Wendungen (Abeken) ist denn doch noch in höherem Sinn seine rechte Hand gewesen als Moritz Busch und Lothar Bucher.

Jeder neue biographische Beitrag zu der größten Periode unserer nationalen Geschichte bietet überhaupt einen ähnlichen Reiz, wie die fruchtbringendste Seite der neueren Forschung über die Reformationszeit. Dieselbe besteht ja eben doch darin, den Gönnern, den Gehilfen, den Gegnern Luthers persönlich nahezutreten, von dem Boden der lokalen und provinziellen Ereignisse aus die Gesamtentwicklung zum Verständnis zu bringen. Die Parallele zwischen Luther und Bismarck ist nachgerade sprichwörtlich geworden. Aber sie ist auch darin berechtigt, daß das Volksgemüt in den beiden gewaltigen Reden die größten Zeiten unsrer Geschichte verkörpert anschaut. Nur um so mehr ist jedoch der ernstesten Geschichtsforschung die Aufgabe gestellt, sowohl hier wie dort der Mitarbeiter nicht zu vergessen. Mit Bezug auf die Zeit unserer nationalen Einigung wird der erhebenste Teil dieser Aufgabe — neben der besseren Vertiefung in das Wesen des ersten großen Kaisers persönlich — dem Anteil zu gelten haben, welchen Kaiser und Kaiserin Friedrich an dem Werden und Wachsen dieser Einigung genommen haben.

eine Reihe von Briefen und Berichten des Gesandten beleuchtet wird, die obenan für die religiös-kirchliche Denkweise des Prinzen — des stets einfach wahrhaftigen, aufrichtigen Mannes — von Wichtigkeit sind. An diesen friedlichen, idyllischen Verbleib schließt sich der ernste Aufenthalt in England im Jahre 1848. Wie einen Nachhall der dort empfangenen Eindrücke empfindet der Leser dann weiter die neuen Belege über „die aktive Teilnahme des Prinzen von Preußen an der deutschen Politik des Jahres 1850“. Was diesem Jahre zeitlich sich ferner anschließt, war bereits vor den eben genannten Beiträgen veröffentlicht worden. Es sind die letzten Arbeiten von Georg von Bunsen gewesen, welcher den von ihm zusammengestellten fürstlichen Briefen in seiner bescheidenen Art nur wenige Zeilen von seiner eigenen Hand vorangestellt hat: „Diese (Briefe) könnten durch verbindenden Text oder laufenden Kommentar nichts gewinnen . . . Ist es nicht, als hätte man einen historischen Roman in Briefform vor sich?“

So mutet's uns in der Tat an, wenn wir aus diesen Briefen des Königs wie des Prinzen von Preußen die kläglichen Vorwände erfahren, durch welche die bereits beschlossene Reise des Prinzen und der Prinzessin von Preußen zur Londoner Weltausstellung von 1851 verhindert werden sollte. Und doch war das tolle Gerede auf den niedergedrückten, seit 1848 (man denke nur an Rankes Vergleich mit einem durchgefallenen Abiturienten!) nicht mehr recht zu sich selbst kommenden König Friedrich Wilhelm IV. vortrefflich berechnet. Die von der „Kamarilla“ so gefürchtete Reise ist trotzdem zustande gekommen.*) Auf ihr hat sich das enge Verhältnis der beiden

*) Die in der „Deutschen Revue“ vom November 1895 gegebenen Mitteilungen finden gerade jetzt eine interessante Ergänzung in den eben erschienenen Denkwürdigkeiten des Ministers v. Manteuffel. Besonders die Antwort des Prinzen vom 25. April 1851 auf das Schreiben Manteuffels vom 23. April ist ein historisches Dokument von hoher Bedeutung für die Anschauungs- und Handlungsweise des Prinzen. Daß die neuen Mitteilungen bis ins kleinste nur

Fürstenthäuser aufgebaut, auf welches schon die wenigen veröffentlichten Briefe des Prinzen Albert an den Prinzen von Preußen ein helles Licht werfen. Damals ist denn auch der erste ungestörte Verkehr der fürstlichen Kinder untereinander ermöglicht. Die trauernde Witwe hat seit dem Tode ihres hohen Gemahls nur noch seiner Erinnerung gelebt und in seinem Geiste weitergearbeitet. Ihr wunderbares Gedächtnis bewahrt schon aus jener frühen Zeit eine Reihe einzelner Züge über das schöne Verhältnis von Vater und Sohn. Aber an den Vater gehen ihre Erinnerungen noch weiter zurück. Schon als vierjähriges Kind hat sie ihn gesehen. Dem achtjährigen Mädchen war die tiefe Sympathie der eigenen Eltern für den edeln Verbannten kein Geheimnis geblieben.

Auf solcher Vorgeschichte hat das Verlöbniß sich aufgebaut, welches in Preußen und Deutschland mit einem wahren Aufatmen begrüßt wurde. Man muß den dumpfen Druck noch selber erlebt haben, der in den fünfziger Jahren auf jedem deutsch empfindenden Gemüt lastete, um sich die freudigen Hoffnungen vergegenwärtigen zu können, die auf die Verbindung des preussischen Kronprinzen mit der princess royal von England gesetzt wurden.

Nach den gewaltigen Errungenschaften der Jahre 1864 bis 1870 kann das jüngere Geschlecht es sich kaum noch vorstellen, in welcher Lage Preußen und Deutschland sich um das Jahr 1857 befanden. Während Großbritannien einen Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht hatte, der es in der That hoch hinaushob über eine Politik, wie wir sie neuerdings in Südafrika erlebten, sah es in Preußen-Deutschland ganz entgegengesetzt aus. Man braucht nur Bismarcks Frankfurter Briefe zu studieren, um die politischen Demütigungen, die sich von der Olmütz-Katastrophe bis zu der geringschätzigen Behandlung des preussischen Ministerpräsidenten auf dem Pariser

eine Bestätigung der an diesem Orte gebotenen Darstellung sind, wird der vergleichende Leser leicht konstatieren können.

Kongreß beständig verschärften, vor Augen zu haben. Im Innern aber war die Stahl'sche Parole von der „Umkehr der Wissenschaft“ durchschlagend geworden, der „protestantische Beruf Preußens“ in Vergessenheit geraten. Wie durch ein mattes Abendrot sind die letzten Tage der Regierung Friedrich Wilhelms IV. noch einigermaßen erhellt durch die ihm selber so am Herzen liegende Versammlung der „Evangelischen Allianz“ in Berlin, die in der That seine letzte Lebensfreude ausgemacht hat. Der erhebende Grundton dieser Verhandlungen hat in der Hoffnung auf die fortdauernde Wechselwirkung zwischen deutscher und englischer Wissenschaft und Kirche bestanden. Aber es ist das nur ein Nachhall der allseitigen Hoffnungen gewesen, die schon während des Vorjahres auf die Heirat des preußischen Thronerben gesetzt worden waren. Und was damals allerseits die Gemüter bewegte, hat dann in dem Programm des Prinzregenten für die Minister der „neuen Ära“ kernigen Ausdruck gefunden.

So der allgemeine Hintergrund jener Zeit, in welcher in dem als „das kronprinzliche Palais“ geschichtlich fortlebenden Hause ein in seltenem Grade glückliches und beglückendes Familienleben begründet wurde. Das Arbeitszimmer des Kronprinzen ist oft die Stätte innigen Gedankenaustausches gewesen. Mehr als ein Saal ist durch die eigenen Arbeiten der kunstsinigen „Hausfrau“ geschmückt. Und welch ein reicher Segen hat sich von diesem Hause über das Land ergossen!

Man darf von diesem einen Hause nicht reden, ohne sich zugleich daran zu erinnern, was es für das Volksleben bedeutet, daß nun schon vier Generationen hindurch das Familienleben des preußischen Königshauses ein wahrhaft vorbildliches war. Gerade Kaiserin Friedrich ist sich dieser ebenso schönen als verpflichtenden Tradition in besonderem Grade bewußt gewesen.

Das dem jungen Paare überwiesene Haus hatte früher zur Wohnung König Friedrich Wilhelms III. gedient. Kaiserin Friedrich

hat (auch in diesem Punkt in vollem Einklang mit ihrem Gemahl) den viel verkannten Monarchen, dem so oft das persönlich schuld gegeben wurde, woran die ganze Zeit krankte, während sein unscheinbares, bescheidenes Schaffen nur wenigen bekannt war, in ihr Herz geschlossen gehabt. Es sind wohl die Erzählungen Bunsens über den edlen Sinn und das tiefe Gemüt des wortkargen Monarchen gewesen, die den ersten Keim dazu legten.

Zum Belege dafür darf hier wohl eines selbst erlebten, unvergesslichen Momentes gedacht werden. Vertraute Äußerungen der Kaiserin wolle der Leser nicht suchen. Aber ein Bild, das mir nie aus dem Auge verschwunden ist, möchte ich um so weniger zurückdrängen, da es sich unwillkürlich sofort mit einem ganz anderen gepaart hat. Ich will versuchen, die beiden Bilder in ihrer Verbindung miteinander dem Leser nachzuzeichnen.

Während es mir wiederholt vergönnt war, eingehende Gespräche mit dem Kronprinzen zu pflegen, ist dies mit der „Kronprinzessin“ nur einmal der Fall gewesen. Und zwar hatte ich sie damals an einem Festabend gesehen: glückstrahlend im vollen Glanz ihrer Würde, in der entzückenden Lebendigkeit ihrer Unterhaltung. Es war eine musikalische Soiree, deren Mittelpunkt die Vorstellungen bei der Kronprinzessin bildeten. Sie saß inmitten eines sich stetig erneuernden Kreises, während der Kronprinz die Runde machte, bald hier, bald dort kürzere oder längere Gespräche anknüpfend. Bis zu viermal habe ich mich an diesem Abend selbst dieser Gespräche erfreut, bei welchen auch die scherzende Neckerei nicht fehlte, zumal als Intermezzo einer Unterhaltung mit Curtius. Der Kronprinzessin bin ich aber damals nur einfach vorgestellt worden, und ihre Fragen bezogen sich auf die Bunsensche Biographie. Dagegen entsinne ich mich noch lebhaft, wie ich an dem gleichen Abend fast in Eifer geriet, als ein ebenfalls eingeladenener angesehener Künstler, dem ich auf seine Frage berichtete, wie ich etwas Deutsches gelobt, an einer englischen Gewohnheit Kritik geübt habe, mir einreden wollte, das

sei hier nicht am Platze, hier dürfe nur das Englische gelobt werden. Solcher Hoffschranzensinn hat mich damals einfach abgestoßen. Aber wie verhängnisvoll wird solches Gerede dienstbarer Naturen für die Beurteilung fürstlicher Personen, die selber hoch über derartigem Vorurteil stehen. Und wie werden von da aus dann die Handlungen, die ganz anders gemeint waren, tendenziös falsch beurteilt.

Doch ich wollte hier nicht von jenem Festabend selber erzählen. Lebt er doch in meiner Erinnerung eigentlich nur als ein heller Lichtpunkt einer tief dunkeln Folie gegenüber. Es war schon längere Zeit nach dem Tode Kaiser Friedrichs, als sich die Gelegenheit bot, um eine Audienz bei der „Kaiserin“ anzufragen. Dieselbe fand in Gegenwart der Frau Oberhofmeisterin statt und gab Anlaß zu einer Reihe von Fragen und Antworten. Einige Zeit vorher hatte der Harmeningsche Prozeß stattgefunden, der mir persönlich die Möglichkeit geboten hatte, dem toten Herrn die Treue zu wahren. Mehr noch hatte der Geffekensche Prozeß die Gemüter erregt, und so lag zum Beispiel die Frage nahe, ob ich mit dem letzteren bekannt sei. War dies auch nicht der Fall, so zeigte es sich doch bald, daß die Erinnerungen an Kaiser Friedrich selbst von einer Natur waren, die sich für eine derart offizielle Unterredung nicht eigneten. So bestimmte denn Ihre Majestät noch eine Abendstunde des folgenden Tages zu weiterem Bericht. Da sind denn mehrere Stunden in tieftrauriger, aber geweihter Erinnerung verfloßen. Freilich muß ich dabei das für einen Theologen beschämende Geständnis ablegen, daß ich ein Bibelwort nicht zur Hand hatte, das der auch im herbsten Schmerz ihre Charakterstärke bewährenden Kaiserin-Witwe mit Bezug auf den ihr entrissenen Gemahl vorschwebte: „Er redet noch, obgleich er gestorben ist.“ Erst nachträglich habe ich verglichen, daß es in dem (auch geschichtsphilosophisch neben der Stephanusrede besonders bedeutsamen) 11. Kapitel des Hebräerbriefs ist, wo dieses Wort — Vers 4, mit Bezug auf Abel — gebraucht wird. Doch genug zum Belege, welchen Charakter dieses Gespräch trug. Es war

der „Pastor“, den die Kaiserin auch in dem Kirchenhistoriker suchte. Wohl nie aber ist ein ernstes, tiefestes Gespräch mir so kurz vorgekommen. Mehr als einmal hatte ich Abschied genommen und ward unbewußt in neues Gespräch gezogen. In diesem Zusammenhang war es dann auch, wo die Kaiserin des Großvaters ihres Gemahls gedachte. Und nun führte sie mich selber durch mehrere Gemächer hindurch bis an die Stelle, wo König Friedrich Wilhelm III. friedlich entschlummert war. Dort erst folgte die Verabschiedung.

So haben die hohen Vorbilder des preussischen Königshauses für die englische Prinzessin eine besondere Weihe gehabt. Aber haben wir es daneben nicht mit Dank gegen Gott zu empfinden, daß ihr eigenes Elternhaus nur ein bis zum Tode des Vaters nie getrübtetes Familienglück kannte? „Nun hast du mir den ersten Schmerz getan, der aber traf,“ singt Chamisso in seiner tiefgefühlten Dichtung, „Frauenliebe und -Leben“. Kann man das nicht als Motto setzen vor die inhaltreichen Bücher, in welchen Königin Viktoria das Bild ihres Gemahls ihrem Volke vorführte? Und nicht bloß dem britischen. Die Übersetzung des „Daheim“-Redakteurs Robert König ist in zahlreiche deutsche Familien gedrungen, viele Jahre lang ein Lieblingsbuch gewesen. Von da kennen wir den zarten poetischen Duft, der über dem „Liebesleben“ auch der Kinder schwebt. Der Vater der Braut aber ist, im Unterschied von seinem älteren Bruder, auch in der neuen Heimat ein Charakterbild geblieben, das in der Geschichte nicht schwankt.

Des gleichen Vorbildes wie England in der Verbindung der Königin Viktoria mit dem Prinzen Albert, und wie Preußen in dem Familienglück König Friedrich Wilhelms III. und der niemals vergessenen Königin Luise, hat sich dann das gesamte deutsche Volk in dem kronprinzlichen Haushalt erfreuen dürfen. Die größte Volkstümmlichkeit hat „Unser Fritz“ in Süddeutschland erworben. An seinem Herauswachsen aus der preussischen zur deutschen Gesinnung aber hat seine Gemahlin ihren redlichen Anteil. Kaum jemals

haben Mann und Frau sich gegenseitig so hochgehalten, sich so voll- auf verstanden, sich so im innersten Wesen ergänzt. Die Kinder aber durften ohne höfische Störungen naturgemäß aufblühen. In der Kinderstube sind nur herzlich warme, rückhaltlos offene Töne zu hören gewesen. Den ihnen entrissenen Kindern — Waldemar und Sigismund — haben die hohen Eltern tief nachgetrauert. Aber nicht einen Moment hat dadurch ihre Berufspflicht gelitten. Wer würde bei Verdy du Vernois' eingehenden Schilderungen aus dem Hauptquartier der zweiten Armee*) daran denken, daß der Ober-

*) Für die geschichtliche Beurteilung Kaiser Friedrichs bieten die militärisch knappen, aber inhaltreichen Mitteilungen unter dem Gesamttitel „Im Hauptquartier der zweiten (schlesischen) Armee unter dem Oberbefehl Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen“ („Deutsche Rundschau“ 1899—1900, Heft 1—7) eine Reihe wichtiger Daten. Wir heben hier nur diejenigen vom Königgräzer Entscheidungstage (Heft 7) heraus:

- S. 38: Der Kronprinz persönlich im Granatfeuer (neben Blumenthal, Stosch, Mischke).
- S. 40: Boyens Eintreffen mit dem mündlichen Auftrag des Königs.
- S. 41: Der Kronprinz an der Spitze der vordringenden Truppen.
- S. 43: Das Tagebuch des Kronprinzen über die Opfer.
- S. 44: Glaube, Pflichtgefühl, fühlendes Herz des Kronprinzen (ähnliche Ausführung wie die unten mitgeteilte).
- S. 45: Begegnung des Prinzen Friedrich Karl und des Kronprinzen.
- S. 45: Äußerungen des Kronprinzen über die ungeheure Verantwortung und den der Opfer würdigen Preis.
- S. 46—47: Unterhaltung mit den Mannschaften der ersten Armee.
- S. 52: Besuch des verwundeten Prinzen Anton von Hohenzollern.
- S. 54: Die Nacht auf Stroh, als einzige Speise ein Schwarzbrot.

Daneben sei aus dem ersten dieser Aufsätze wenigstens ein Passus mitgeteilt, der für die Art der persönlichen Frömmigkeit des Kronprinzen ebenso bezeichnend ist, wie für die Beurteilung derselben gerade von militärischer Seite (S. 130):

„Felsenfest war sein christliches Gottvertrauen und in ihm sein strenges Pflichtgefühl; beides erzeugte auch diese würdevolle Ruhe — eine der wertvollsten Feldherrneigenschaften —, die ihn bei den verantwortungsvollsten Ent-

feldherr unmittelbar vorher durch den Tod eines geliebten Sohnes aufs tiefste erschüttert war? Seine Gemahlin hat den Schmerz allein durchkämpfen müssen, nur von dem treuen Stettiner Schiffmann getröstet. Für ein Geschlecht, das sich für den „Übermenschen“ des unglücklichen Nietzsche berauscht, dürfte in der Erinnerung an den echt humanen Zug im Familienleben unseres kronprinzlichen Paares wohl noch ein besonderer Segen gelegen sein.

Wir haben eben schon einen der vielen Trauerfälle im Leben unserer Kaiserin Friedrich berührt. Wie bald sind aber überhaupt jene sonnigen Tage, von denen wir ausgingen, die des ersten Familienglücks, der vollen Übereinstimmung auch zwischen Vater und Sohn, durch den schweren „inneren Konflikt“ in Preußen abgelöst worden. Nur um so weniger ist es jedoch geschichtlich gestattet, die Jahre der „neuen Ära“ derart beiseite zu lassen, wie es von denen geschieht, welche die Regierung unseres großen Kaisers im Grunde erst mit der Berufung Bismarcks beginnen lassen, oder noch spezieller mit dem Moment der Mutlosigkeit, in welchem der neuberufene Minister zunächst den Gedanken an Thronentsagung bekämpfen mußte. Die Berufung Bismarcks ist für den König vielmehr nur ein neuer Versuch zu dem gleichen Ziele gewesen, wie die (in diesen Blättern zuerst in den allgemeineren Zusammenhang hineingestellte) Unterstützung von Radowiz, und wie die Berufung des „liberalen“ Ministeriums mit dem Programm vom November 1858. Mehr noch als für den König kommt für den Kronprinzen diese so rasch dahingesunkene hoffnungsvolle Zeit in Betracht. Und auch der Rückblick auf das Leben der Kaiserin Friedrich darf an dieser Zeit nicht vorbeigehen. Es ist der höchste Ruhm einer Frau, daß ihrer stets nur in Verbindung mit ihrem Gatten gedacht wird, daß aber um-

scheidungen wie auf dem Schlachtfelde im feindlichen Feuer nie verließ. Wo er hintrat, wußte er sich in Gottes Hand, und so führte ihn Pflichtgefühl und menschliche Teilnahme auch in Brünn in die Choleralazarette, als die Epidemie dort in schreckenerregender Weise wütete.“

gekehrt, wo es sich um Taten des Gatten handelt, auch ihrer niemals vergessen werden kann. Bei der Kaiserin Friedrich trifft dies gleich sehr zu in den Tagen des Glücks und in den Tagen von Sorge, Kummer und Schmerz.

Können wir derartigen Dingen auch nur andeutungsweise nachgehen, so wäre es doch einfach geschichtswidrig, an einem Moment vorbeizuschleichen, welcher durch die Bismarckschen Memoiren in allgemeinste Erinnerung gebracht worden ist, in welchem aber auch schon damals an Stelle des früheren einmütigen Zusammenwirkens ein jäher Dissens zwischen König und Kronprinz an die Öffentlichkeit trat.

Die ministeriellen Vertrauensmänner des Prinzregenten hatten sich, seitdem die Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus die verfassungstreue „altliberale“ Majorität zur Minorität gemacht hatten, weder in der äußeren noch in der inneren Politik der neuen Aufgabe gewachsen erwiesen. Ihrem Rücktritt war der stürmische Beginn des Bismarckschen Ministeriums gefolgt. Nicht lange, und es kam die verfassungswidrige Verordnung über die Presse. Sie hat den bis dahin mit dem Vater innig Hand in Hand gegangenen Kronprinzen in die Lage versetzt, über welche die Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“ einen zwar nicht unrichtigen, aber unvollständigen Bericht gegeben haben.*) Es ist derjenige über die sogenannte „Danziger Episode“.

*) Wir glauben den Wortlaut wieder anmerkungsweise beifügen zu sollen, zumal wo in demselben auch der Kronprinzessin ausdrücklich gedacht ist (vgl. Band I, Kap. 16: Danziger Episode, S. 316—330):

„Den 31. Mai 1863 reiste der Kronprinz zu einer militärischen Inspektion nach der Provinz Preußen ab, nachdem er den König schriftlich gebeten hatte, jede Oktroyierung zu vermeiden. Auf dem Zuge, mit dem er fuhr, befand sich der Oberbürgermeister von Danzig, Herr v. Winter, den der Prinz unterwegs in sein Coupé einlud und einige Tage später auf seinem Gute bei Culm besuchte. Am 2. Juni folgte ihm die Kronprinzessin nach Grau-

Es ist nicht dieses Orts, eine weitere Ergänzung zu bringen als die, daß die Preßordonnanz, gegen welche die Warnung des Kronprinzen gerichtet war, kurze Zeit nachher offiziell aufgehoben wurde.

denz; am Tage vorher war die königliche Verordnung über die Presse auf Grund eines Berichtes des Staatsministeriums erschienen, welcher gleichzeitig veröffentlicht wurde. Am 4. Juni richtete Seine königliche Hoheit an den König ein Schreiben, in welchem er sich mißbilligend über diese Okroyierung aus sprach, sich über die unterlassene Beziehung seiner zu den betreffenden Beratungen des Staatsministeriums beschwerte und über die Pflichten aussprach, die ihm als Thronfolger seiner Meinung nach oblägen.

(NB. Es ist dies der in M. Philippsons neuem Werke über Kaiser Friedrich veröffentlichte, seither in vielen Zeitungen abgedruckte Brief.)

Am 5. Juni fand im Rathause in Danzig der Empfang der städtischen Behörden statt, bei dem Herr v. Winter sein Bedauern darüber aussprach, daß die Verhältnisse es nicht gestatteten, der Freude der Stadt ihren vollen lauten Ausdruck zu geben. Der Kronprinz sagte in seiner Antwort unter anderem:

„Auch ich beklage, daß ich in einer Zeit hergekommen bin, in welcher zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfniß eingetreten ist, welches zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Anordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich war abwesend. Ich habe keinen Teil an den Ratschlägen gehabt, die dazu geführt haben. Aber wir alle und ich am meisten, der ich die edlen und landesväterlichen Intentionen und hochherzigen Gesinnungen Seiner Majestät des Königs am besten kenne, wir alle haben die Zuversicht, daß Preußen unter dem Zepter Seiner Majestät des Königs der Größe sicher entgegengeht, die ihm die Vorsehung bestimmt hat.“

Exemplare der „Danziger Zeitung“, mit einem Berichte über den Vorgang, wurden an die Redaktionen Berliner und anderer Zeitungen versandt, die das genannte Blatt bei seinem wesentlich lokalen Charakter nicht zu halten pflegten. Die Worte des Kronprinzen erhielten daher sofort eine weite Verbreitung und erregten im In- und Auslande ein begreifliches Aufsehen. Aus Graudenz übersandte er mir einen förmlichen Protest gegen die Preßverordnung und verlangte Mitteilung desselben an das Staatsministerium, die jedoch auf Befehl des Königs unterblieb. Am 7. ging ihm eine ernste Antwort Seiner Majestät auf die Beschwerdeschrift vom 4. zu. Er bat darauf den Vater um Verzeihung wegen eines Schrittes, den er um seiner

Die Herausgeber der Bismarckschen Diktate haben diese Tatsache merkwürdigerweise zu erwähnen vergessen. Um so weniger darf hier eines anderen Umstandes vergessen werden, der wohl allen aufmerksamen Lesern des unter Bismarcks Namen erschienenen Memoirenwerkes aufgefallen ist. Während es keinem Zweifel unterliegt, daß bei der mannigfachen Erwähnung der Kaiserin Augusta ein unüberwindlicher Groll den Erzähler erfüllt hat, finden wir sowohl des Kaisers wie der Kaiserin Friedrich trotz des Dissensus in der „Danziger Episode“ nur pietätsvoll gedacht.

Auch die mancherlei Daten freilich über die Haltung der Kaiserin Augusta und ihrer Umgebung sind für den Historiker von einem kaum hoch genug zu veranschlagenden Wert. Der Referent hat ihrer bei der Skizze über Ursprung, Führung und Ende des Kulturkampfes zu gedenken gehabt, welche dem zweiten Bande seiner „Kleinen Schriften“ vorangestellt ist. So sehr er aber auch die tatsächlichen Mitteilungen zu begrüßen hatte, so mußte denselben doch in bezug auf das Gesamturteil über die Kaiserin eine ausdrückliche Reservation beigefügt werden.

Wo dagegen des Kaisers und der Kaiserin Friedrich gedacht wird, bedarf es kaum irgendwo solcher Ergänzung. Unter nochmaliger Bezugnahme auf die „Danziger Episode“ hat Fürst Bismarck nachdrücklich sein Verhältnis zu Kaiser Friedrich als ein „durch keine dauernde Verstimmungen“ getrübt bezeichnet. In einer der ergreifendsten Schilderungen seines nachgelassenen Werkes hat er die Szene in Nikolsburg, wo der Kronprinz den Gegensatz zwischen Kaiser und Kanzler schlichtete, der Nachwelt vorgeführt. Wo es irgendwo angängig war, ist der Übereinstimmung mit dem Kronprinzen ge-

und seiner Kinder Zukunft willen geglaubt hätte nicht unterlassen zu können, und stellte die Entbindung von allen seinen Ämtern anheim. Am 11. erhielt er die Antwort, die ihm die erbetene Verzeihung gewährte, seine Beschwerde über die Minister und sein Entlassungsgesuch überging und ihm für die Zukunft Schweigen zur Pflicht machte.“

dacht. Von der Kronprinzessin und nachmaligen Kaiserin ist durchweg in einem Tone geredet, dem man die hohe persönliche Achtung anmerkt.

Es fehlt nicht an Andeutungen über Meinungsverschiedenheiten, auch mit der hohen Dame persönlich, weder in früherer noch in späterer Zeit: von dem Beginn der schleswig-holsteinischen Krise bis zur Belagerung von Paris. Auch Ungeschicklichkeiten dritter werden erwähnt: so ein von Dr. Hinzpeter mißverständener Auftrag, eine vom Kaiser mißbilligte Rücksicht Stephans auf Wünsche der Kronprinzessin. Ebenso hat der unvollendet gebliebene Abschnitt „Kaiser Friedrich III.“ des durchgängig verschiedenen Ausgangspunktes mit Bezug auf die Stellung Deutschlands zu Rußland und England gedacht. Aber der Rückblick auf all das Einzelne mündet in prägnanten Sätzen: „Ihr Einfluß auf ihren Gemahl war zu allen Zeiten groß und wurde stärker mit den Jahren, um zu kulminieren in der Zeit, wo er Kaiser war. Aber auch bei ihr bestand die Überzeugung, daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege.“

Gewiß ein schwerwiegendes Zeugnis, doppelt schwerwiegend, wenn man sich den hohen Grad von Selbstverleugnung vergegenwärtigt, den so manche „Preßkampagne“ von der Art eines Moritz Busch erforderlich machte. Kaiser und Kaiserin Friedrich sind auch in dieser schwersten aller Pflichten gleich vorbildlich geblieben. Wer überhaupt in der Lage ist, aus eigener Erinnerung Zeugnis abzulegen, wird durchweg bekennen müssen, daß die beiden fürstlichen Persönlichkeiten so untrennbar sind, daß man sie gar nicht losgelöst voneinander zu denken vermag. Ob wir bei Fürst Bismarck oder bei Forckenbeck nachfragen, — dieser Eindruck ist überall der gleiche.

Das gilt denn auch von den schlichten Erinnerungen an seine verschiedenen Unterredungen mit Kaiser Friedrich, die der Schreiber dieser Zeilen, soweit sie bisher überhaupt mitteilbar waren, in den

seine literarische Tätigkeit abschließenden Sammelbänden niedergelegt hat.)*

Ein dieselben zusammenfassender Abdruck würde für die Leser der „Deutschen Revue“ wohl nicht ohne ein gewisses Interesse sein. Aber ich muß mir vergegenwärtigen, daß der heutige Zweck ein anderer ist. Die über den Gesundheitszustand der Kaiserin-Mutter bekümmerten Gemüter haben mehr wie je das Bedürfnis, einiges Nähere über ihren Verbleib in Schloß Friedrichshof zu hören, sich in die Nähe der auch im schwersten Leiden tatkräftigen Dulderin hineinzuversetzen.

Wer heute nach Cronberg kommt, findet dort eine ganz andere Stimmung in der Bevölkerung, als sie bis zum vorigen Jahr allseitig hervortrat. Alle Zeitungsberichte der letzten Wochen haben übereinstimmend betont, was für ein schwerer Druck auf den Gemütern lastete. Die Krankheit der Kaiserin sei der Gegenstand der Unterhaltung in allen Kreisen. Fremde Berichtersteller, die das bemerkten, haben wohl gemeint, daß diese allgemeine Teilnahme sich dadurch

*) Wie die übrigen für ein zusammenfassendes Lebensbild zu Rate zu ziehenden Quellen mögen auch diese Skizzen hier anmerkungsweise aneinandergereiht werden:

In Band I „Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikanonzil“ vor Nr. IX (Zeitgeschichtliches in Vorreden): Bericht über die Audienzen vom 19. und 21. März 1867 bei König und Kronprinz (S. 259—262).

Vor Nr. XI (Die verschiedenen Stadien des sogenannten preußischen Kirchenstreits): Audienz bei dem Kronprinzen am 29. Mai 1868 (S. 307—309).

Vor Nr. XIII (Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868): Audienzen im Dezember 1868 (S. 440—441).

Vor Nr. XV (Eine Kontroverse mit dem Bischof v. Ketteler): Gruß aus Jerusalem (S. 537).

In Band II „Abseits vom Kulturkampf“ vor Nr. V (Aus dem Gutachten über die Errichtung und Organisation einer Fakultät für katholische Theologie an der Hochschule Bern): Audienz vom 30. September 1873 (S. 103—104).

Vor Nr. XI (Die internationale Bedeutung der katholischen Frage): Audienz vom 16. März 1877 (S. 307—310).

Rippold, Forschungen und Erinnerungen.

erkläre, daß der ständige Sommerverbleib der Kaiserin dem Aufblühen des Ortes zugute gekommen sei. Das ist doch ein grundschiefes Urteil. Es sind die hohen, edlen Eigenschaften der fürstlichen Frau, die in Cronberg, ungehemmt, uneingeengt durch Berliner Hofetikette, jedem genaueren Beobachter zum Bewußtsein gekommen sind.

Um dies deutlich zu machen, tun wir am besten, noch einmal Friedrichshof und Friedrichsruh in Verbindung miteinander zu bringen.

So hoch wir nämlich unseren gewaltigen ersten Reichskanzler halten, so sehr wir ihm dankbar sein müssen auch für das, was er unserer Volke noch nach seinem Rücktritt vom Amte durch seine ungebrochene Charakterstärke gegeben hat, so sind es doch zumal in den ersten Jahren sehr gemischte Eindrücke gewesen, die die „Interviews“ in Friedrichsruh hinterließen. Es ist eigentlich erst der Caprivische Uriasbrief nach Wien gewesen, der mit einer Art elementarer Gewalt das Nationalgefühl derart erregte, daß es sich rückhaltlos auf die Seite des mißhandelten Recken stellte. Aber man darf wohl fragen: wer ist seinerzeit in der offiziellen Tagespresse ärger mißhandelt worden, Kaiser und Kaiserin Friedrich oder Fürst Bismarck? Diesem aber ist es vergönnt gewesen, ein schlechterdings einzigartiges Lebenswerk gegen alle Hemmungen durchzuführen. Sene haben ihr ganzes Leben hindurch mit unvergleichlicher Treue sich vorbereitet für den höchsten Lebensberuf. Aber dieser Beruf sank mit dem Kaiser ins Grab, bevor er irgend eines seiner großen Ideale auch nur hatte anbahnen können.*) Und seiner Witwe ist es ein für allemal versagt gewesen, auch nur etwas von dem, woran ihr Herz hing, wofür sie ausgerüstet war wie selten eine Fürstin, zur Entfaltung zu bringen. Aber wer hat aus Friedrichshof jemals

*) Soweit diese Ideale zutage getreten waren, ist derselben in dem „Wort zur Widmung“ („Dem gesegneten Andenken Kaiser Friedrichs“) vor Band III der dritten Auflage des „Handbuchs der neuesten Kirchengeschichte“ (1890) gedacht.

solche Äußerungen der Verstimmung, der Verbitterung zu kolportieren gehabt wie aus Friedrichsruh? Statt dessen sah unser Volk in Friedrichshof ein stilles, sinniges Schaffen und Arbeiten im kleinen und kleinsten. Die überragende geistige Begabung der hohen Frau hat hier ihrer Volksfreundlichkeit, ihrer Volkstümmlichkeit nie im Wege gestanden. Das Schloß Friedrichshof war ein Wallfahrtsort aller fürstlichen Familien geworden. In der Stadt Cronberg aber wußte auch der einfachste Mann von der schlichten, huldvollen Art der Kaiserin zu erzählen.

Ein einzelner kleiner Zug mag die Art ihrer dortigen Tätigkeit illustrieren. In ganz besonderem Sinn ist die Restauration der Cronberger Kirche ein persönliches Werk der Kaiserin. Es hat nicht geringe Mühe gekostet. Zwei Minister und wohl noch mehr Geheimräte haben ihre Zustimmung zu geben gehabt, bis endlich die Kabinettsordre ermöglicht worden war, die den unentbehrlichen Zuschuß zu den Kosten gewährte. Dann aber hat die Kaiserin diese Ordre selbst mit nach Cronberg gebracht, und nachdem sie am Abend angekommen war, ist sie am folgenden Morgen in aller Frühe schon im Pfarrhaus erschienen, um dieselbe persönlich zu überreichen.

Wie die Kirche, so hat das alte Schloß Cronberg die sachkundige und keine Mühe scheuende Fürsorge der Kaiserin erfahren. Auf ihre Anregung hat zugleich der (leider schon bald nach Vollendung seines reichhaltigen Werkes gestorbene) Freiherr v. Dmpteda die Geschichte des ausgestorbenen Geschlechtes geschrieben. Abschnitt für Abschnitt hat das gleiche Interesse der hohen Frau gefunden. Ich darf auch hier einen kleinen Beleg geben auf Grund eines eingehenden Schreibens von Herrn v. Dmpteda. Es war vielleicht ein halbes Jahr vergangen, seit die Kaiserin sich von mir Näheres über Hartmuth v. Cronberg hatte erzählen lassen, der schon früh der Sache der Reformation ähnliche Opfer zu bringen gehabt hatte wie sein damaliger Gegner Philipp v. Hessen in späteren Tagen, der aber als Flüchtling in Basel alsbald auch dort für die Förderung der

Kirchenverbesserung tätig eintrat. An diese Erzählung hat somit noch geraume Zeit nachher jene Anfrage angeknüpft.

Noch im letzten Sommer hat sich ein ähnlicher Anlaß geboten, nicht bloß das treue Gedächtnis der hohen Frau zu beobachten, sondern auch die Mitfreude an dem, was sie aus innerstem Herzen getan. Als das schöne Hasedenkmal in Jena enthüllt wurde, hat ein Glied der Haseschen Familie der Kaiserin telegraphisch für den Beitrag gedankt, von dem sie ihm selber in Breslau erzählt hatte. So wird's denn auch keine Indiskretion sein, wenn ich beifüge, daß ich einmal mit einer persönlichen Bitte gekommen bin: der um einen Beitrag, und zwar gleichzeitig zum Heidelberger Rothe- und Jenaer Hasedenkmal. Die sofortige warme Zusage hat den Wert der Gabe ebenso erhöht, wie die nachfolgende sorgsame Behandlung des geschäftlichen Teiles. Schöner konnte sich neben dem schon vorher erzählten Vorfall mit Bezug auf die Ortskirche das Interesse der Kaiserin an der evangelischen Gesamtkirche schwerlich befunden.

Wollte ich mehr erzählen von all den Belegen der tiefen, starken Frömmigkeit, in welcher die mit ihrem Gemahl duldende und leidende Frau — wieder ihm selber gleich — ihren Halt im Leben gefunden, so müßte ich weit über den Rahmen eines Aufsatzes hinausgehen. Nur so viel, daß die gerechte Geschichtschreibung hier einmal eine ihrer ernstesten Pflichten zu erfüllen haben wird: gegenüber den Verbrechen, die päffische Herrschsucht und kalter Fanatismus an der Familie unseres Regentenhauses verübt haben. Einstweilen müssen jedoch die Andeutungen genügen, welche in der schon erwähnten Einleitung des Bandes „Abseits vom Kulturkampf“, sowie in dem Bericht über mein letztes tiefernstes Gespräch mit Kaiser Friedrich niedergelegt sind. *)

*) Vgl. die Bezugnahme darauf im zweiten Abschnitt der „Randglossen“ S. 233. Dem naiven Versuch gegenüber, die dort gegebene Charakteristik des Oberhofpredigers Kögel auf Mangel an Sachkenntnis zurückzuführen, sei hier wenigstens der angegriffene Satz wiederholt: „Die beichtväterliche Stellung, welche

Gerade bei der schweren Sorge, in welcher die heutigen Aufzeichnungen niedergeschrieben wurden, wendet der rückschauende Blick sich statt dessen doppelt gern zu den unvergeßlich schönen Stunden, welche wohl jedem Besucher in den gastlichen Räumen Friedrichshofs zuteil geworden sind. Es darf dies „gastlich“ noch in ganz anderer persönlicher Weise betont werden, als es im allgemeinen bei einem fürstlichen Hofhalt vorausgesetzt wird. Die Kaiserin hat sich wirklich als Gastherrin gefühlt. Es ist mir einmal während eines Dinners begegnet, daß ich auf die ungewöhnlich schöne Pfirsichart aufmerksam wurde, die gerade aufgetragen wurde, und dies auch naiv genug zum Ausdruck brachte. Und daraufhin erzählte die Kaiserin ganz lebhaft von der Sorgfalt, die sie auf ihre Gartenfrüchte verwende, freute sich, daß das gute Ergebnis davon aufgefallen war.

Ein gastfreies Haus ist Schloß Friedrichshof natürlich obenan für die eigenen Kinder und Enkel gewesen. Was in gut bürgerlichen Familien das Vaterhaus ist für die auseinandergegangenen Kinder, das hat hier genau ebenso im fürstlichen Kreise stattgefunden. Selten ist das Schloß ohne Gäste gewesen. So bin ich einmal zur gleichen Zeit mit den drei jüngeren Töchtern und deren Familien zusammen dort gewesen: mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Griechenland, sowie mit den Prinzen von Lippe und Hessen und ihren Gemahlinnen. An der Pflege der kleinen Enkel aber nahm die Großmutter eigenen Anteil, hat, wenn es eben anging, auch die Stunden ihres Badens so wenig versäumt, wie dies im einfachsten Haushalt geschieht. Auch Prinzessin Feodora von Meiningen ist längere Zeit in Friedrichshof gewesen. Desgleichen Prinzessin Christian von

speziell der mit den berühmtesten jesuitischen Gewissensräten an fühler Berechnung und Verstandesflugheit wetteifernde Dr. Kögel gewonnen hatte, hat in Fürst Bismarcks 'Erinnerungen' noch eine Reihe von Parallelen.“ Der auf den gleichen Punkt bezüglichen Äußerungen des Kronprinzen ist, soweit dies vorerst angängig war, a. gl. D. gedacht.

Schleswig-Holstein. Aber neben den eigenen Angehörigen haben auch andere Gäste nicht gefehlt: aus der Helmholtzschen, wie aus der Bunsenschen Familie zum Beispiel, desgleichen die von ihrem Vater Minghetti her mit der deutschen Kaiserin bekannte Gemahlin des jetzigen Reichskanzlers. Die engere Hofgesellschaft aber war ersichtlich nicht bloß amtlich, sondern auch persönlich ehrfurchtsvoll mit der Herrin verwachsen.

Wer häufiger auf Friedrichshof gewesen ist, hat natürlich noch ganz anders genaue Eindrücke mitgenommen. Mir war es aber doch dreimal vergönnt, einige Tage in der Nähe zuzubringen, wo sich dann jedesmal verschiedene Anlässe zu eingehenderem Gespräch boten: bald in der großen schönen Halle mit den hohen Gobelins und den verschiedenen lauschigen Winkeln, bald im Speise-, im Bibliothek- oder im Arbeitszimmer. Das letztemal hat Ihre Majestät nach der Kirche mich aus dem Hause in den Garten geführt, dort im Lauf der Unterredung noch einen der fürstlichen Schwiegeröhne herzugerufen. Jedesmal aber hatte ich den Eindruck ebenso ungetrübter Gesundheit und Rüstigkeit wie seltener geistiger Regsamkeit. Wie ein junges Mädchen pflegte sie die hohe Treppe aus dem oberen Stockwerk herunterzukommen. Und wenn sie die Tischgesellschaft begrüßte, war alsbald jeder Zwang äußerer Etikette gelöst.

In der offenen, wahrhaftigen Art, wie Kaiserin Friedrich von jeher sich gab, hat ja allerdings ein gewisser Unterschied von der bisherigen Hofsitte gelegen. Es ist begreiflich, daß zumal der junge Haushalt des Kronprinzlichen Paares in Berlin die damalige „Gesellschaft“ fremdartig berührte. Der in sich abgeschlossene, in begrenztem Interessenkreis lebende altpreußische Charakter stieß hier mit einem mehr süddeutsch gerichteten zusammen. Es kamen die bekannten Vorschriften für die Hofgesellschaft hinzu, wonach zum Beispiel am Hof des regierenden Herrschers eine Dame, die als Tochter einer adligen Familie Zutritt zum Hof hatte, diesen einbüßte, wenn sie einen noch

so verdienten Manne bürgerlichen Namens (beispielsweise einen Abeken) heiratete. Am kronprinzlichen Hofe war ein „liberalerer“ Geist möglich. Wir dürfen aber überhaupt auch hier nicht daran vorbeigehen, inwiefern das heute so übel akkreditierte Wort „liberal“ auf den Kronprinzen und seine erlauchte Gemahlin zutraf.

Wer das Wort „liberal“ im Sinne der politischen Parteischablone anwandte und ein solches Parteiregiment von Kaiser Friedrich erwartet hatte, würde sich bald schwer enttäuscht gefunden haben. Aber es gibt eine höhere Bedeutung dieses Wortes, wie sie beispielsweise Professor Haupt (damals in Greifswald) in seiner Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich klar herausgestellt hat. Es gereicht mir zu besonderer Freude, konstatieren zu dürfen, daß, nachdem ich die von der Kaiserin angelegte Sammlung von Erinnerungen an ihren hohen Gemahl durch die Hauptsche Rede hatte vermehren dürfen, sie mir anderen Tages sagte, es sei darin die zutreffendste Charakteristik der Ideale Kaiser Friedrichs gegeben, die sie bis dahin kenne. In dem gleichen Sinn wie Haupt habe auch ich das Wort angewandt in der auf nassauischem Boden gehaltenen Rede: „Das geschichtliche Erbe und die zukünftige Aufgabe der kirchlich-liberalen Richtung“.

Den gleichen vorurteilsfreien „liberalen“ Sinn hat in Cronberg der ganze Verkehr der Kaiserin bekundet. Wie gerne hat sie — die selbst hochbegabte, ausübende Künstlerin — die Glieder der dortigen Künstlerkolonie mit ihrem Besuche beglückt. Ein wie verständnisvolles Interesse zeigte sie an den Schöpfungen des armen Geselschap, als ihr — unerwartet und sie tief erschreckend — die Nachricht seines plötzlichen Todes zuing. In solchen Momenten trug ihr ganzes Wesen den Ausdruck tiefer Ergriffenheit. Eins hat die hohe Frau niemals verstanden: ihre Gefühle zu verbergen, irgendwie zu „posieren“. Alles in ihr ist wahrhaftig im Vollsinn des Wortes.

An dem sechzigsten Geburtstage werden hoffentlich manche tiefer eingehende Erinnerungen wach werden, als die an dieser Stelle

geborenen. Aber jeder neue Beitrag über Kaiser und Kaiserin Friedrich wird nur ein neues Zeugnis seltener Herzensgüte sein. Gerade in den letzten Tagen ist der an den greisen Simson bei dem Tode seiner Frau gerichtete Brief des Kronprinzen durch die Blätter gegangen, zugleich im Namen der Kronprinzessin geschrieben. Wieviel ähnliche Züge hätte der Justizminister Friedberg zu berichten gehabt. Die traurigen Mißverständnisse Gustav Freytags sind gerade bei denen, die dessen eigene Schöpfungen vollauf zu schätzen wissen, am schnellsten dahingefallen. Dagegen behält Paul Göhres Erstlingswerk auch für die, welche die späteren Wandlungen des Verfassers beklagen, bleibenden Wert als Zeugnis der persönlichen Verehrung des kaiserlichen Dulders bis in die spezifisch antimonarchischen Kreise hinein. Seiner Gemahlin aber ist wenigstens das eine vergönnt gewesen, neben das Friedrichsdorf bei Homburg, das eine der schönsten Schöpfungen religiöser Duldung bleibt, ihr Friedrichshof zu stellen als weihvolle Erinnerung an die glücklichsten Stunden ihres Gemahls. Der Denkmäler Kaiser Friedrichs werden immer mehr werden, je mehr sein Charakterbild — gleich dem seines so lange unterschätzten Vaters — ans Licht der Öffentlichkeit tritt. Dem in Cronberg geplanten Denkmal aber wird zugleich der Geist der Kaiserin Friedrich aufgeprägt sein. Gott gebe, daß sie sich desselben in vollkommener Genesung mit uns erfreue!

Nachschrift.

Für weitere Mitteilungen, als sie in diesem — leider nur zu bald durch den Tod der Kaiserin überholten — Gedenkblatt niedergelegt sind, ist die Zeit noch nicht gekommen. Dagegen darf ein Brief der Kaiserin nicht fehlen, der noch vor meinem letzten Besuch

in Cronberg geschrieben worden war. Die darin ausgesprochenen Bedenken wurden in mündlicher Beratung als auf die damals geplanten Veröffentlichungen nicht zutreffend erkannt. So sind denn zunächst die Briefe des Prinzen Albert erschienen. Ihnen haben die anderen, oben wieder abgedruckten Essais sich angeschlossen.

Der Geburtstagsgruß trug dem Verfasser einen wehmütigen Dank ein. Das Testament der Kaiserin hat mir den von ihr täglich benutzten Briefbeschwerer vermacht, an den sich eine köstliche Erinnerung aus einer Unterhaltung in ihrem Arbeitszimmer knüpfte.*)

*) Erst nachträglich ist der innere Wert dieses Andenkens mir völlig zum Bewußtsein gekommen. Der bis zum Tode der Kaiserin auf ihrem Schreibtisch gelegene Briefbeschwerer trägt nämlich auf marmorner Unterlage eine alt-römische Bronzeskulptur (einer verstümmelten Sphingfigur). Dieselbe ist durch einen Reif mit jener Unterlage verbunden, und in denselben ist die Inschrift eingraviert: „This stone was picked up by H R H Princess Elizabeth on the walk of Frogmore 1808“. Die hier genannte Prinzessin Elisabeth war eine Tochter König Georgs III.

Nun hing ebenfalls in dem gleichen Schreibzimmer ein Familienbild, auf welchem derselbe Fürst mit seiner Gemahlin und seinen Kindern dargestellt war. Die Gruppierung ist eine ähnliche wie auf demjenigen (möglicherweise nach diesem Vorbilde hergestellten) Familienbilde, welches den Prinz-Gemahl mit der Königin Viktoria und ihren Kindern vorführt. Während eines von der Kaiserin noch nicht abgebrochenen Gespräches in jenem Schreibzimmer hatte sie gerade ein wichtiges Telegramm erhalten, welches sich ersichtlich auf die damals jeden Tag schwieriger werdende Lage vor dem Ausbruch des griechisch-türkischen Krieges bezog. Da es mir sofort deutlich wurde, daß das Telegramm die Kaiserin innerlich beschäftigte und sie über die Antwort nachzudenken hatte, während sie doch die vorhergegangene Unterredung ebenso ersichtlich noch nicht abbrechen wollte, bat ich um die Erlaubnis, inzwischen die Bilder im Zimmer ansehen zu dürfen. Unter diesen Bildern hatte jenes Familienbild meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch genommen, und als die Kaiserin mich wieder heranzief, wagte ich die Frage, wen dasselbe darstelle. Sie zeigte und nannte mir darauf die einzelnen Persönlichkeiten. Unter denselben war denn auch jene Prinzessin Elisabeth, welche 1808 den „Stein“ gefunden hatte.

Schon aus diesem Grunde ist die Wahl des oben beschriebenen Andenkens

Als Kaiser Friedrich in Pegli bereits das unheilverkündende Botum der Ärzte erfahren hatte, erschien gerade eine neue Auflage der Rotheschen „Stille Stunden“, welcher die eigenhändigen Briefe des Großherzogs von Baden an Rothe einverleibt waren. Zu jener schweren Zeit erschien die persönliche Zusendung selbst dieses, dem Kronprinzen (wie seinem Vater) schon in der ersten Auflage lieb gewordenen Buches dem Herausgeber aufdringlich. Mein langjähriger Freund von Ungern-Sternberg, Chef des großherzogl. Kabinetts in Karlsruhe, übernahm daher auf meine Bitte die Übersendung. Aber obgleich ich selbst kein Wort geschrieben, folgte umgehend ein Dankbrief des todkranken Fürsten, dem ein warmer Neujahrswunsch beigefügt war.

Ich danke heute Gott, daß er es mir vergönnt hat, dem toten Herrn die Treue zu wahren.

Der Brief der Kaiserin aber bilde den Schluß dieser „Forschungen und Erinnerungen“:

für mich ein ergreifender Beleg für die besondere Art zarter Aufmerksamkeit gewesen, welche das Geheimnis echt fürstlicher Gesinnungsweise ist und bleibt. Aber der vollen Tragweite war ich mir trotzdem noch nicht bewußt. Erst ein besonders kundiger Genealoge orientierte mich, daß sich nachmals die gleiche Prinzessin Elisabeth mit einem der letzten Landgrafen von Hessen-Homburg vermählt habe.

Seitdem ist das dem landgräflichen Hause in Homburg errichtete Denkmal enthüllt, und in der kaiserlichen Rede bei der Enthüllungsfeier am 17. August 1906 finden sich die schönen Worte:

„Ich erinnere an die Landgräfin Elisabeth, eine Tochter des Königs Georg III. von England, wie sie, eine echte Landesmutter, zum Segen ihres Vaterlandes gewirkt und gesorgt hat. Ihrer wird auch noch heute im Herzen der Homburger mit treuer Dankbarkeit und Verehrung gedacht.“

Die Landgräfin Elisabeth ist in dieser Rede unter den fürstlichen Frauen in erster Reihe genannt, vor der Prinzessin Marianne, welche als Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen in und nach den Freiheitskriegen eine geschichtlich so bedeutende Rolle gespielt hat.

Kaiser Friedrich Palais Berlin.

Den 22. Januar 1898.

Verehrter Professor,

nehmen Sie meinen besten Dank entgegen für die Übersendung des Separatabdrucks aus der „Deutschen Revue“ — vom Februar, und für Ihren vortrefflichen Bericht — der so manches enthält — was meinem Herzen wahrhaft wohlthut! — Sie meinen es ernst und treu — sowohl mit der Geschichte — als mit den edlen Männern — die nunmehr im Grabe liegen — und deren Tätigkeit und Einfluß eine gerechte Würdigung erfahren soll — in weiteren Kreisen durch eine wahrhaftige Darstellung! —

Die Arbeit wächst aber — während dem Sie daran arbeiten — der Gegenstand nimmt zu an Bedeutung, der Stoff — an Wichtigkeit, und da muß man sich fragen, ob die Zeit gekommen ist, um über so manches den Schleier zu lüften. Ob es nicht weiser und vorsichtiger wäre, für die „Revue“ bald einen Abschluß zu suchen — und weiter zu arbeiten, — so daß später ein Werk erscheine, zu welchem das Material wohl herbeizuschaffen sein würde, aber nicht leicht, und nicht schnell! —

Der Brief, den Sie mir in Abschrift beilegen — von unserem König Friedrich Wilhelm IV., dürfte z. B. kaum ohne den Brief von meinem Vater erscheinen und würde einen fatalen Sturm der Diskussion entfesseln. Es ist in der politischen Welt gerade so viel Zündstoff vorhanden, daß man möglichst vermeiden muß, Aufregendes gerade jetzt zu bringen.

Solange der Fürst Bismarck lebt, geht es schwer! — Für meine Mutter hätte es auch Bedenken, so daß ich eigentlich dringend noch einmal mit Ihnen Rücksprache nehmen möchte, ehe die Veröffentlichungen in der „Deutschen Revue“ ihren Fortgang nehmen. Prof. Ranke hat das Leben Friedrich Wilhelms IV. behandelt — wie der hiesige Hof es wünschte. Ähnliche Bücher sind nun mit

Autorisation über den Kaiser Wilhelm erschienen, und in Weimar wird, glaube ich, an einem Werk über die Kaiserin Augusta geschrieben. —

Alle diese Darsteller sind aber streng konservativ und kirchlich orthodox — — darum einseitig — — und von all den andern Strömungen, die in das Leben der Verstorbenen hineinspielten, ist natürlich kein Wort gesagt, in dem Sinn, wie ich wohl fände, daß es unerläßlich wäre, um ein vollständiges Bild der Personen, ihrer Zeiten — und der Rolle, die sie spielten, dem Publikum zu geben. — Ziehen Sie sich nun hieraus selbst die Schlußfolgerung. Sie haben viel mehr Erfahrung als ich, und können mich vielleicht beruhigen.

Nochmals Ihnen allerbesten Dank sagend

Ihre Ihnen

stets wohlgeneigte

Verwitwete Kaiserin und Königin Friedrich.

Die letzte Lebenszeit der Kaiserin ist noch eine ähnlich schwere Leidenszeit gewesen, wie die ihres tief betraurten Gemahls. Aber der Heldenmut, mit welchem sie ihr furchtbares Geschick trug, ist auch noch in den letzten Monaten gepaart geblieben mit den ergreifendsten Belegen ihrer vorbildlichen Humanität. Die obigen knappen Erinnerungen dürften speziell nach dieser Seite hin noch mancher Ergänzung bedürfen, zumal im Blick auf so manches unwürdige Gerede ebenso Unberufener als Unkundiger, wie es auch in dieser entsetzlichen Zeit nicht gefehlt hat.

Die Aufgabe, welche der Verfasser sich bei dem obigen Lebensbilde der Kaiserin gestellt hatte, hat sich streng nach einer, seinerzeit von Kaiser Friedrich als Kronprinz erhaltenen Weisung gerichtet, daß eine abgeschlossene Regierung auch bei der Benutzung neu erschlossener Dokumente von dem Historiker in voller Freiheit dargestellt werden könne, während die Maßnahmen der regierenden Herren noch nicht der Geschichte angehörten. Es wird jedoch keine

Verletzung dieses Grundsatzes sein, wenn die bei der Einweihung des Kaiserin Friedrich-Hauses am 1. März 1906 von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. gesprochenen Worte zum Abschluß dieser Lebensskizze der Kaiserin Mutter herangezogen werden:

„Am heutigen Tage vermögen wir wieder einmal die wunderbare Fügung der Vorsehung zu erkennen. Denn Niemand unter uns Kindern und auch unter den Freunden und Freundinnen meiner verstorbenen Frau Mutter, die heute hier versammelt sind, wird sich wohl damals die schmerzzerfüllte Frage haben beantworten können, warum dieses herrliche Gebilde, dieser gewaltige Geist in so erschütternder Weise und so früh uns entrisen werden mußte. Die Antwort wird am heutigen Tage teilweise gegeben: Durch die schwere Prüfung, welche des Himmels Hand auf die erlauchte Frau und ihr Haus gelegt hat, ist in ihrem Geiste der Gedanke an die Linderung von Not und Leiden in energischer Weise lebendig geworden. Sie hat dem Ausdruck verliehen, und das Samenkorn, das sie sterbend austreute, fand Boden und schlug Wurzel. Unter dem Eindruck ihres erschütternden Hinganges hat es Gefühle der Menschenliebe erweckt, die ihrerseits wieder Taten ausgelöst haben in allen Ständen und Kreisen.“
